

GO

EINE
KOOPERATION
MIT:



+48
SEITEN
FOTO-SPEZIAL

DIE BESTEN
MAGNUM-BILDER
ZUM THEMA
MENSCHENRECHTE
AUS DEN LETZTEN
JAHRZEHNEN



**Mensch,
du
hast
Recht!**

70 Jahre
Menschenrechte

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

ein Magazin zum Thema Menschenrechte? An diesem Gewicht kann sich eine Journalistenschule eigentlich nur verheben. Folter, Todesstrafe, Diskriminierung, Hunger – darf's noch etwas mehr sein?, fragt der Metzger den Kunden. Wir haben uns trotzdem getraut, denn der 70. Geburtstag der „Resolution 217“ ist ja nicht irgendein Datum. Der 10. Dezember 1948 markiert einen gewaltigen Einschnitt in der Menschheitsgeschichte. Zum ersten Mal einigten sich die Vereinten Nationen auf weltweit geltende, nicht verhandelbare Rechte.

Die Versuchung war da: Wir schauen, wo auch 70 Jahre nach ihrer Erklärung die Menschenrechte noch immer nicht eingehalten werden. Wir fahren nach Nord-Korea und nach Saudi-Arabien, wir packen den ganz großen Zeigefinger aus und deuten auf die Erdogans und Putins dieser Welt. Die Schüler suchten sich einen anderen Zugang zum Thema.

Viel spannender könnte es vielleicht sein, allgemein gültige Rechte zu definieren, die noch nicht in der UN-Charta stehen, die aber dort vielleicht eines Tages noch Platz finden werden. Zum Beispiel ein Recht auf würdiges Altern. Oder ein Recht auf Sexualität auch für pflegebedürftige Menschen. Die Liste der „unbekannten“ Menschenrechte wurde lang und länger, je mehr sich die GO-Redaktion damit beschäftigte. Wenn, wie allein in Bayern, täglich eine Fläche von zehn Hektar (das entspricht 14 Fußballfeldern) unter Beton und Asphalt verschwindet, gibt es da kein „Menschenrecht“ auf Erhalt von natürlicher Landschaft? Und hat der 11-jährige Tim aus Eisenach kein Menschenrecht auf Liebe, nachdem ihn seine Mutter aus der Wohnung warf? Warum darf sich eine Krankenkasse weigern, der 27-jährigen Jasmin die beste aller Beinprothesen zu bezahlen, um wenigstens wieder annähernd so leben zu können, wie vor ihrer Amputation?

13 Reportagen, die eine Frage vereint: Was darf der Einzelne von der Gesellschaft einfordern, und gilt das auch noch dann, wenn er sich selbst damit schadet? Wie schon in den vergangenen Jahren sind die Journalisten der Zeitenspiegel-Reportageschule in Reutlingen mit Studenten des Fachbereichs Fotografie der Hochschule Hannover gemeinsam losgezogen, um ihre Geschichte zu recherchieren. Für diese Zusammenarbeit sind wir dankbar, ebenso wie für die nun schon wiederholte Kooperation mit der vielleicht bekanntesten Foto-Agentur der Welt, MAGNUM. Sie hat aus Anlass des 70. Geburtstages der Erklärung der Menschenrechte eindrucksvolle, historische Aufnahmen aus ihrem Archiv geholt, die exklusiv in dieser Zusammenstellung in unserem GO-Magazin abgedruckt sind.

Irgendwie will einem das übliche „viel Spaß beim Lesen“ zu diesem Thema nicht so recht aus den Tasten fließen. Besser passt vielleicht: Lassen Sie sich berühren.

Philipp Maußhardt



Titel-Entwürfe von Edel Rodriguez für „Spiegel“ und das „Time Magazine“

ILLUSTRATOR EDEL RODRIGUEZ

Der kubanisch-amerikanisch Künstler Edel Rodriguez löste mit seinen Cover-Illustrationen für das „Time-Magazine“ und den „Spiegel“ in der Vergangenheit heftige Reaktionen aus. Für die einen „geschmacklos“ befanden andere seine Darstellungen wie die der geköpften Freiheitsstatue treffend und aufrüttelnd. Dass der weltweit anerkannte Illustrator für das GO-Magazin die Titel-Illustration zu Verfügung stellte, hängt auch damit zusammen, dass Rodriguez sich als politischer Künstler versteht, dem das Thema Menschenrechte ein zentrales Anliegen ist.



Foto: Deborah Feingold

Inhalt

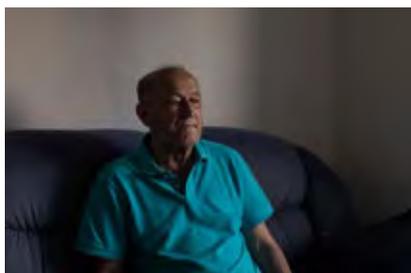


I

RECHT AUF NATUR — S. 6

Mittelstetten braucht ein Gewerbegebiet, findet der Bürgermeister. Doch im Dorf stößt der Plan auf Widerstand, eine Initiative fordert: Natur statt Beton!

II



RECHT AUF WÜRDIGES ALTERN — S. 18

Nach vier Jahrzehnten Arbeit bekommt Heinz Spannenberger nicht mal die Durchschnittsrente. Mit Flaschensammeln verdient er sich jeden Tag etwas dazu.



III

RECHT AUF GLOBALE WAHLEN — S. 28

Die Vision begeisterte bereits Albert Einstein und Thomas Mann: ein Weltparlament, gewählt von jedem Menschen. Heute kämpft Andreas Bummel dafür.

IV



RECHT AUF SEX — S. 38

Auch Menschen mit Behinderung haben sexuelles Verlangen. Aber was, wenn sie ihre Lust alleine nicht ausleben können?

V



RECHT AUF SEENOTRETTUNG — S. 50

Malta hindert private Rettungsschiffe am Auslaufen. Auf den Schiffen macht sich Frust breit. Anstatt Menschen retten Helfer Plastikmüll aus dem Meer.



VI

RECHT AUF DEN EIGENEN KÖRPER — S. 60

Ein Priester wollte seine gesunden Beine amputieren lassen. Er leidet unter einer seltenen Krankheit. Seit vier Jahren sitzt er im Rollstuhl.



VII

RECHT AUF LIEBE — S. 70

Tim ist 11 und allein. Die Mutter will ihn nicht mehr sehen, steckt ihn in die Psychiatrie. Der Vater nimmt ihn auf, ist aber überfordert. Kann Tim lernen, was Liebe ist?

VIII



RECHT AUF GERECHTIGKEIT — S. 84

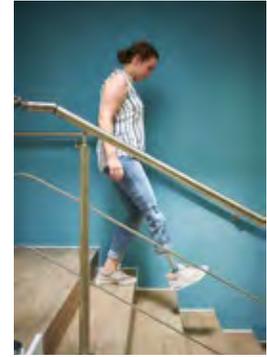
Am Starnberger See wohnen die wohlhabendsten Menschen Deutschlands. Wie lebt es sich dort, wenn man kein Geld hat?



X

RECHT AUF SOUVERÄNITÄT — S. 102

Ein Mann und seine Anhänger wollen das deutsche Volk zur Wahrheit führen. Eine Wahrheit, die sie an den Rand der Gesellschaft treibt. Auf einen Roadtrip mit „Reichsbürgern“



XIII

RECHT AUF ZWEI BEINE — S. 136

Nach einer Beinamputation kämpft Jasmin Lindenmaier mit ihrer Krankenkasse um die perfekte Prothese. Nur damit kann sie ihren Lebenstraum erfüllen.

IX



RECHT AUF VERGESSEN WERDEN — S. 92

Ein Kind zu verlieren ist schrecklich. Peter Engemaier verlor zwei. Dass Daten seiner Tochter noch immer im Internet zu finden sind, schmerzt ihn. Er sagt: Sie hat ein Recht auf Ruhe.

XI



RECHT AUF STERBEN — S. 114

Lion Klima war 19, als er beschloss zu sterben. Seine Freunde und Angehörigen fragen sich seither: Hätte man ihn aufhalten müssen?

XII



RECHT AUF WOHN- RAUM — S. 126

Zwei ehemalige Obdachlose wollen zurück in ein bürgerliches Leben: Harry in Deutschland, Michel in Belgien. Wer wird den Kampf gewinnen?



**DAS GROSSE FOTO-
SPEZIAL ZUR MAGNUM-
AUSSTELLUNG:
MENSCHEN. RECHTE
— S. 82**



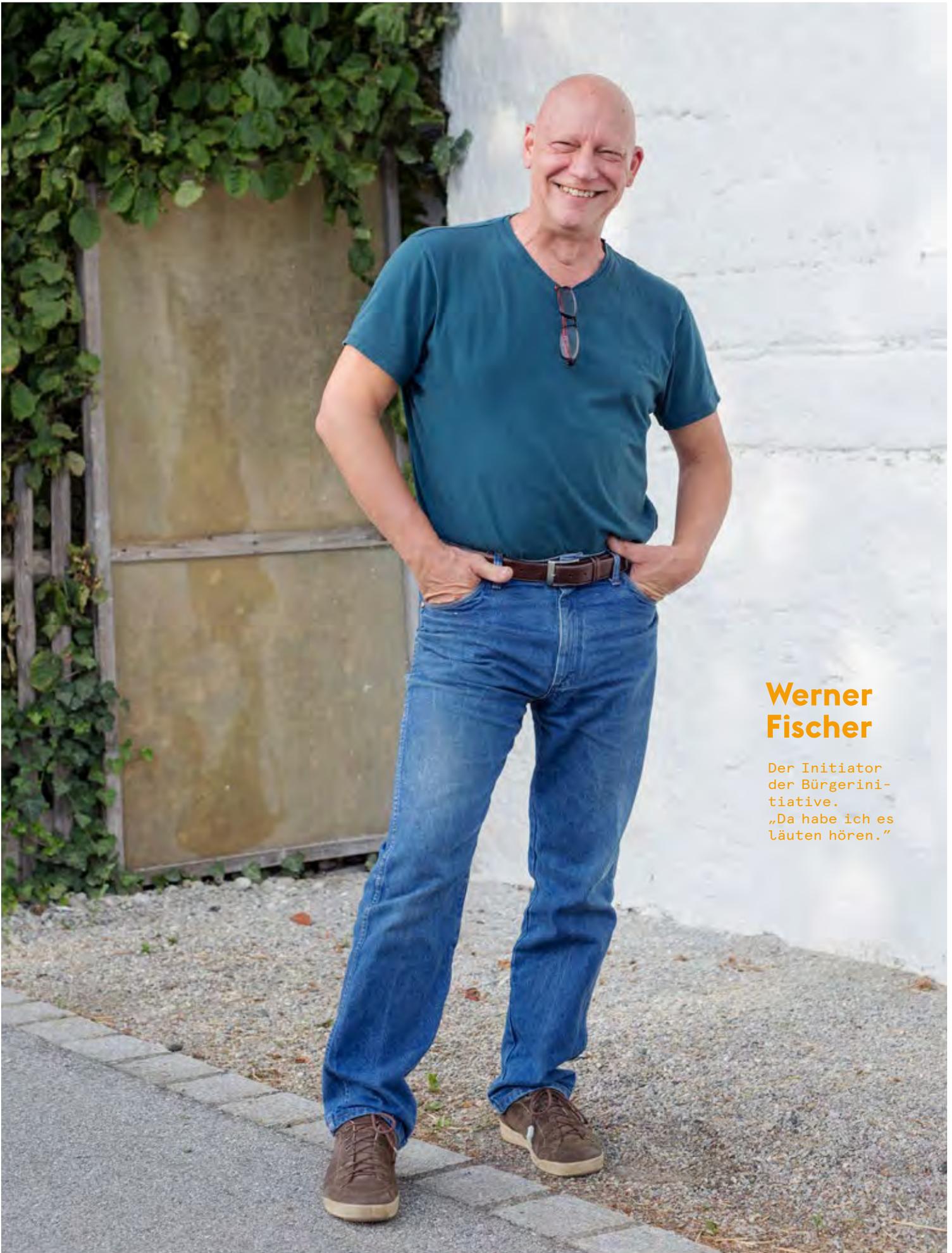
Da wächst kein Kraut mehr



Ein Acker mit
Tragweite:
Kommen bald
die Bagger, um
hier ein Ge-
werbegebiet zu
errichten?



Demonstration vor dem Verfassungsgerichtshof in München. Der „Flächenfraß“ ist Ludwig Hartmanns (B90/Grüne) großes Thema.



**Werner
Fischer**

Der Initiator
der Bürgerini-
tiative.
„Da habe ich es
läuten hören.“

Jeden Tag werden in Deutschland 84 Fußballfelder Fläche zur Bebauung freigegeben, Teile davon unter Beton versiegelt.

In einem Dorf in Oberbayern kämpft eine Bürgerinitiative gegen ein Gewerbegebiet.

Es ist ein Kampf um die Natur — und er spaltet die Gemeinde.



Werner Fischer ist zum Duell angetreten. Breitbeinig steht er im stickigen Gemeindesaal, die Daumen in die Taschen seiner Bluejeans gesteckt. Sie wird von einem Gürtel mit runder Schnalle gehalten, auf die der Schädel eines Rindes geprägt ist. Eigentlich wollte er auch sein Che-Guevara-Barett aufziehen, fand es dann aber doch zu provokant. Nun glänzt sein kahler Kopf in der Hitze, die an diesem Sonntagabend in das Gemeindehaus von Mittelstetten quillt.

Fischer ist aufgekratzt, tänzelt umher, knufft hier und da einen Bekannten. Monatelang hat er auf diesen Moment hingearbeitet. „So aufgeregt war ich zuletzt beim Abitur“, sagt er. Ein paar der zwei Dutzend Anwesenden lachen.

Auf der anderen Seite des Raumes steht Andreas Spörl, Bürgermeister der Gemeinde Mittelstetten, 1686 Einwohner, Landkreis Fürstentumbruck. Er hat das Handy am Ohr, sein schwarzes Jackett wirkt sportlich modern, auch seine Uhr, seine enge Jeans, seine schwarzen Lackschuhe — ein Macher Mitte Vierzig. Ab und an wischt er sich mit dem Zeigefinger etwas Schweiß von der Stirn, der aus kurzen Haaren auf sein rundliches Gesicht rinnt. Auch für ihn sind es aufregende Tage. Er gibt das nicht gern zu, sagt: „Die Kommunalwahl war aufregender.“ Aber wenn ihn die „Süddeutsche Zeitung“ oder der „Bayerische Rundfunk“ vor dem Gemeindehaus interviewt, versucht er, seine springenden Augen einzufangen und die Hände an den Hosentaschen zu verankern.

Kurz nach sechs kippen zwei Wahlhelfer die Urne aus Sperrholz um. 549 Stimmzettel ergießen sich über den Tisch, werden von den Wahlhelfern zu sich herangezogen: Erwin, Michi, Magda — hier im Dorf kennt jeder jeden, alle duzen sich, egal wie alt. Seit zehn Stunden haben sie Stimmzettel entgegengenommen, die Frage war:

„Für oder gegen ein neues Gewerbegebiet in Mittelstetten?“ Kein Wenn und Aber.

Die Wahlhelfer türmen die Nein- und Ja-Stimmen auf, die anderen mäandern um sie herum und versuchen, aus der Höhe der Stapel ein Ergebnis abzulesen. In ein paar Minuten wird Werner Fischer wissen, ob das Bürgerbegehren, das er und Mitstreiter angestoßen haben, schützen kann, was in ihren Augen geschützt werden muss: eine Wiese.

Oder ob sich diejenigen durchsetzen, die ein Gewerbegebiet am Ortseingang wollen, allen voran Bürgermeister Andreas Spörl. Es ist ein Duell zwischen ihm und Fischer, zwischen der Gemeinderatsmehrheit der CSU und einer Bürgerinitiative, die erst vier Monate alt ist. Zwischen den einen, die sagen „Geld brauchma“ und den anderen, die sagen „genug hamma“. Zwischen „Wirtschaft fördern“ und „Natur bewahren“.

Kommt das Gewerbegebiet, würde Mittelstetten Teil einer Statistik werden, die gerade für Aufregung sorgt. In Bayern werden jeden Tag zehn Hektar als Siedlungs- und Verkehrsfläche ausgewiesen, das entspricht der Fläche von 14 Fußballfeldern. In keinem Bundesland sind es mehr. Etwa die Hälfte dieser Fläche bietet für Regen und Pflanzen auch weiterhin ein Durchkommen: Grünanlagen, Sportplätze, Schotterwege. Die andere Hälfte verschwindet für immer unter Straßen, Wohnhäusern, Parkplätzen — und Gewerbegebieten. Die versiegelten Flächen heizen sich schneller auf, die Gefahr von Überschwemmungen steigt. Zudem bleibt weniger Platz für Landwirtschaft, Tiere, unberührte Natur.

Für Ludwig Hartmann sind das „Narben im schönen Gesicht Bayerns“. Deswegen fordert der Fraktionsvorsitzende der Grünen eine „Obergrenze für den Flächenverbrauch“. Er will die „Betonflut eindämmen“, „Flächenfraß verhindern“, will „unsere Heimat schützen“. Eine Woche vor dem Bürgerbegehren in Mittelstetten steht Hartmann vor dem Oberlandesgericht München, begrüßt Parteikollegen und geht durch die Sicherheitsschleuse zum Sitzungssaal 3.36/III. Auch wenn Mittelstetten 50 Kilometer entfernt ist, weiß er, was dort gerade los ist. Dort und in Wunsiedel und in Seybothenreuth und in Hörlasreuth. Er kennt die Proteste in den Dörfern, und viele aus den Dörfern kennen ihn.

Grüne und Umweltverbände haben 48 225 Unterschriften für ein Volksbegehren gesammelt. Sie wollen die Einwohner Bayerns fragen, ob der tägliche Flächenverbrauch auf fünf Hektar begrenzt werden soll. Heute entscheidet der Bayerische Verfassungsgerichtshof, ob ein solches Volksbegehren mit der Landesverfassung vereinbar wäre. Kommt es durch, wäre das auch Rückenwind für die Bürgerinitiative in Mittelstetten.

Aber es kommt nicht durch. Im Sitzungssaal spricht der Richter den entscheidenden Satz: Das Volksbegehren konkurriert mit anderen Interessen, „wie etwa dem Schutz des Bodens als natürliche Lebensgrundlage, der Förderung und Sicherung gleichwertiger Lebensverhältnisse, der Schaffung von ausreichendem Wohnraum oder der Sicherung von Arbeitsplätzen und wirtschaftlicher Leistungskraft“. Die Natur konkurriert — und hat den Kürzeren gezogen. In Mittelstetten bleibt die Hoffnung, dass fünf Tage später zumindest im Kleinen erreicht wird, was auf Landesebene gescheitert ist. Hier könnten knapp drei Hektar vor dem Ortseingang Wiese bleiben.

Werner Fischer hätte nicht gedacht, dass ihn einmal Zeitungen und Fernsehen interviewen würden; weil Mittelstetten ein Paradebeispiel für den Flächenkonflikt in Bayern ist. Aufgeschreckt



Ahnenreihe der Bürgermeister von Mittelstetten. Ein eher beschaulicher Job – bis das Thema „Flächenfraß“ das Dorf entzweite.

ist Fischer vor ein paar Monaten. „Ich habe mich in eine Bürgerversammlung gesetzt, war interessiert, was so läuft“, sagt er. „Und da habe ich es läuten hören.“

Fischer ist vor 23 Jahren aus München nach Mittelstetten gezogen, um vor allem von einem umgeben zu sein: unbebauter Landschaft. „Ich erstickte in der Stadt“, sagt er. Mit seiner Frau hat er hier ein Haus gekauft, sie haben vier Hunde und drei Pferde. Im Urlaub fahren die Fischers zum Campen in menschenleere Gegenden – am liebsten nach Skandinavien. Ihr Haus ist mit viel Holz eingerichtet, vor der Terrassentür wuchert ein wilder Garten. Werner Fischer sitzt auf einer Eckbank und, anders als im Gemeindehaus, wo er wegen seiner lauten Stimme auffällt, erzählt er hier ganz ruhig, wie alles angefangen hat.

Als er aus der Bürgerversammlung kam, war er wütend, wie spärlich Bürgermeister Spörl mit Informationen rausgerückt sei. Zum Tagesordnungspunkt „Grunderwerb und Baulandsicherung“ seien Rückfragen „regelrecht abgebügelt worden. Nicht mal der Gemeinderat wusste von den Plänen.“ Fischer wollte mehr wissen und traf sich mit Spörl, der ihm viele Details erzählte, die bisher kaum jemand kannte. „Vermutlich dachte er, ich sei als Käufer an den Flächen interessiert“, sagt Fischer und lacht. Schließlich realisiert er mit seinem Planungsbüro Bauprojekte in deutschen Großstädten: Bürotürme, Mietshäuser, Verwaltungsgebäude. Er kennt sich aus mit Planverfahren, fühlt sich herausgefordert. „So nicht, mein Freund“, denkt er sich an diesem Tag.

Er informiert Lokalreporter, bastelt eine Internetseite, gründet eine Bürgerinitiative und macht deutlich: „Ich will kein Gewerbegebiet!“ An einer Unterschriftensammlung beteiligen sich innerhalb von zwei Wochen 365 Mittelstetter, zu einer Informationsveranstaltung im Gasthof „Zur Post“ kommen mehr als 200 Leute. „Hoppla“, denkt er, „hier hast du was losgetreten.“

Fischer ist kein „Öko“. Vor seinem Haus stehen zwei Offroad-Quads und ein Dodge RAM, ein benzinschluckender amerikanischer Pickup, den er brauche, um seinen Wohnaufleger darauf zu montieren. Und auch die Bürotürme und Einkaufszentren, die er mit seinem Ingenieurbüro in die Städte plant, benötigen Ressourcen. Das wisse er, deshalb versuche er, den Energiebedarf der Bauprojekte gering zu halten, beruflich so wenig wie möglich zu fliegen. Er sei „ökologisch interessiert“ – vor allem aber sei er interessiert am Sinn und Unsinn eines Gewerbegebietes im Dorf. „Man muss sich fragen, warum die Leute herziehen – und das dann schützen.“ Die Ruhe, die Abgeschlossenheit, das freie Feld. Zudem gebe es im Ort genügend Leerstand, auch in der Alten Zie-

gelei, wo jetzt lokales Gewerbe angesiedelt ist, sei noch Platz. „Wir müssen aufhören, neue Flächen zu versiegeln. Konsolidierung nennt man das bei uns in der Branche.“ Das soll auch verhindern, dass Ortskerne aussterben und Dörfer wie Donuts werden: innen hohl. „Wenn man sich mal fragt, warum der Bürgermeister das Gewerbegebiet will, bleibt nur Geld, Geld, Geld“, sagt er mit lauter Stimme. „Da muss man aufpassen, dass man nicht zu emotional wird.“

Emotional ist es geworden, die letzten Monate in Mittelstetten. Es gab Lagerbildung, Beleidigungen, Anfeindungen und unzählige Gartenzaunerzählungen, mit denen niemand direkt zitiert werden will. Man müsse ja danach noch weiter zusammenleben, heißt es.

Es heißt an manchem Gartenzaun, mit dem Gewerbegebiet würden sich CSU-Leute im Gemeinderat gegenseitig die Millionen zuschustern – „Spezialwirtschaft“. Anderswo heißt es, die Gegner wollten ihre grüne Insel bewahren, nur um dann fröhlich zum Gewerpark nach Mammendorf rüberzufahren, wo ihnen die Flächenversiegelung egal sei. Und manchmal heißt es, wie könne einer wie Fischer, der Amischlitten fahre und Bauprojekte plane, vorgeben, die Natur schützen zu wollen. „Aber zitieren’s mi bitte ned!“

Bürgermeister Andreas Spörl kennt die Gartenzaunerzählungen. In einigen geht es um ihn, oft kommt er nicht gut weg. „Das Dorf ist gespalten“, sagt er ernst. Gespalten durch ein Bürgerbegehren, das er niemals wollte.

Ein paar Tage vor der Abstimmung holt Spörl in seinem Büro im Gemeindehaus Taschenrechner und Haushaltsplan hervor und beginnt zu rechnen: „Wir haben für die Gemeinde rund eine Million Euro Einkommenssteuer, 460 000 Euro Gewerbesteuer.“ Hinzu kämen Hundesteuer, Grundsteuer, Grunderwerbssteuer, Schlüsselzuweisungen. Einnahmen von rund 2,7 Millionen Euro, keine Schulden. Am Ende des Jahres bleibe theoretisch ein Plus von etwa einer halben Million Euro. Doch die Ausgaben wüchsen schneller als die Einnahmen, zum Beispiel beim Kindergarten: „Dem schießen wir jährlich fast 300 000 zu, mussten eine neue Klasse öffnen, weil die Leute hierherziehen“, sagt Spörl. Zudem kämen viele einmalige Kosten hinzu. Ein neues Feuerwehrauto für 268 000 Euro, das Streichen der Schul- und Kitaräume für 20 000 Euro, die Sanierung des Gemeindehauses für knapp 800 000 Euro. Er zieht die Stirn kraus, schweigt einen Moment. Dann sagt er: „Ich komme aus der Betriebswirtschaft, ich sehe das als nüchterner Zahlenrechner.“

Für Spörl ist klar: Mittelstetten braucht Geld. Für „Goodies“, wie er sie nennt; neue Radwege, die Sanierung der Turnhalle, LED-Straßenlater-

„Ich komme aus der Betriebswirtschaft, ich sehe das als nüchterner Zahlenrechner.“

Andreas Spörl

Bringt das Gewerbegebiet den jungen Bürgermeister zu Fall? Andreas Spörl ist zwischen die Fronten geraten, „Wirtschaft fördern“ oder „Natur bewahren“.



Ludwig Hartmann

Der Fraktionsvorsitzende der Bayerischen Grünen, will eine Obergrenze für den Flächenverbrauch. Doch mit seiner Initiative „Betonflut eindämmen“ scheiterte er am Bayerischen Verfassungsgericht.



„Narben im schönen Gesicht Bayerns.“

Zettel vor grüner
Wiese und blauem
Himmel. Ein Plakat
wirbt für den nächs-
ten Stammtisch.





Auch Neubaugebiete verbrauchen viel Fläche. Dagegen rührt sich bislang kein Protest.



2,8

Hektar könnten Acker bleiben in Mittelstetten

Ein paar Kilometer weiter fressen Bagger die Natur: Jeder Ort will sein eigenes Gewerbegebiet.

nen. Sein Ziel sei, den „Bürgern etwas zurückzugeben“. Einen „Mehrwert für die Gemeinde“ zu schaffen. Wenn auf der Ausgabenseite die Posten in die Hunderttausende gehen, muss sich auf der Einnahmenseite etwas tun. Gewerbetreibende hätten ihn angerufen und gesagt: „Spörl, wir sind an Flächen interessiert.“

Spörl studierte BWL in Augsburg, jobbte nebenher in einer Pizzeria und gründete zwei Firmen, deren Geschäftsführer er noch immer ist: eine Werbeagentur und einen Buchhaltungsservice für Zahnarztpraxen. Er wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern in Tegernbach, einem Ortsteil etwa zwei Kilometer entfernt von Mittelstetten. 2011 sprach ihn jemand aus der CSU an, ob er nicht Mitglied in der Partei werden wolle. Drei Jahre später fragten ihn Parteifreunde, ob er nicht für das Amt des Bürgermeisters kandidieren wolle. Da dachte er sich: „Warum nicht?“ Er gewann die Wahl mit 60 zu 40 Prozent der Stimmen gegen den einzigen Mitbewerber von „Bürgernah und Unabhängig“.

Seit 2014 ist er ehrenamtlicher Bürgermeister, Geschäftsführer, Vater von zwei Kindern, Vorsitzender im Schützenverein, Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr – und Pizzabäcker. In seinem Garten steht ein selbstgebauter Ofen. Spörl backt auch für Vereine aus dem Ort, an manchen Tagen waren es fast 100 Pizzen. Das ist skurril, und deswegen nannte ihn vergangenes Jahr die „Süddeutsche Zeitung“ den „Pizza-Bürgermeister“.

Vielleicht gerät er auch deswegen mit denen aneinander, die sagen „genug hamma“. Weil Nichtstun nicht seine Art ist. „Stillstand ist Rückschritt“ schreibt er auf eine PowerPoint-Folie zur Bürgerversammlung. Andreas Spörl, der Macher, will sich eines auf keinen Fall vorwerfen lassen: dass er die Gemeinde verlottern lässt. Zwar ziehen die Jungen weg, doch oft wollen sie zurück – als Familie mit Kind, als Pendler aus München oder Augsburg mit Haus im Grünen. Die Einwohnerzahl der Gemeinde steigt kontinuierlich.

„Wenn das Bürgerbegehren das Gewerbegebiet verhindert, müssen wir halt ein Baugebiet ausweisen und darüber die Einkommenssteuer stärken“, sagt Spörl etwas trotzig. Das sei vom Flächenverbrauch her doch mindestens genauso schlimm.

Manchmal heißt es, die von der Bürgerinitiative hätten ja selbst ihre Einfamilienhäuser mit Doppelgarage in die Landschaft gebaut. „Aber zitieren’s mi bitte ned!“

Die Wiese, über deren Zukunft die Stimmzettel entscheiden, liegt an einer Lindenallee. Ein Hügel, der in die Senke mündet, in die sich Mittelstetten wie ein Tropfen Quecksilber legt. 28 000 Quadratmeter ist die Wiese groß, durch die Dorfstraße nach Längenmoos in zwei Hälften geteilt. Und die Wiese ist nicht Wiese und damit unberührte Na-

tur, sondern ein Acker. Ein Landwirt baut hier Getreide an.

Eine Lindenallee führt zur B2, einer der Hauptverbindungsstraßen zwischen Augsburg und München. Ein paar Meter neben der Allee wohnt Maria Schilder auf einem großen Hof mit Scheune. Gerade versucht sie, die entlaufene Schoko einzufangen. In gebückter Haltung schleicht sie hinter dem Huhn her, greift es behutsam und setzt es zurück zu Susi, Perle und Willma. Aus Schokos Eiern hat sie heute Eierlikör gemacht, aus Schoko selbst wird Frikassee.

Für Maria Schilder, 51, kurzes blondiertes Haar, weiche Gesichtszüge, wäre ein Gewerbegebiet vor ihrer Tür das Ende der Ruhe. Die Ruhe findet sie draußen im Garten oder im Wintergarten, in dem eine Sitzgarnitur steht. Sie lässt sich hineinfallen und atmet lange aus. „Ja, schön ist es hier“, sagt sie. „Noch.“ Schilder trägt ein T-Shirt, auf dem steht: „This place will give you peace.“ Über ihr hängt ein Metallschild, das zwei Menschen im Liegestuhl vor dem Sonnenuntergang zeigt. „Lieblingsplatz“ steht darunter.

„Nicht jeder Ort braucht ein Gewerbegebiet“, findet sie. „Immer mehr Fläche – das geht irgendwann nicht mehr.“ Sie deutet von ihrem Wintergarten aus quer durch den Garten, vorbei an Hochbeeten mit Zucchini, vorbei an Apfelbäumen, quer über die Straße. Dorthin, wo sich jetzt noch das abgemähte Kornfeld erstreckt – und wo bald Lagerhallen oder eine Autowerkstatt stehen könnten. „Da geht der Vollmond auf, als rote Scheibe“, schwärmt sie. „Das ist herrlich.“ Abends sitzt sie oft auf einer Gartenbank und beobachtet den Mond, bis sie schlafen geht.

Der Bürgerinitiative hat sie sich nicht angeschlossen – „ich bin nicht so belastbar“, sagt sie. Aber sie ist froh, dass es sie gibt. Dass der Bürgermeister nicht einmal vorbeigekommen ist, um mit ihr und ihren Nachbarn über das Gewerbegebiet zu reden, regt Maria Schilder auf: „So geht man nicht mit Menschen um.“

Es heißt im Ort, man könne auf der Fläche eher eine Seilbahn bauen, als ein Gewerbegebiet – der Acker habe einen Höhenunterschied von bis zu zehn Metern. Manchmal heißt es, das Gewerbegebiet mache die Reichen nur noch reicher, allen voran den Herrn X und den Herrn Y. „Aber zitieren’s mi bitte ned!“

Johann Bader könnte Herr X aus diesen Erzählungen sein. Bader gehört ein Autohaus in Vogach, einem Nachbardorf zwei Kilometer entfernt. Das Autohaus heißt wie er, Autohaus Bader. Ginge es nach ihm, würde es bald gegenüber von Maria Schilders Wintergarten stehen. Bader will expandieren, näher an die B2 rücken, sichtbarer werden. Hauptsache mehr Platz, denn momentan stehen etwa 200 Fahrzeuge dicht an dicht auf seinem Hof,



Maria Schilder

„Nicht jeder Ort braucht ein Gewerbegebiet.“



**Johann
Bader**

„Die Leute müssen sich fragen, wo Mittelstetten in ein paar Jahren steht. Denn was hier nicht passiert, wird woanders gemacht.“

teilweise in Dreierreihen hinter seinem Garten. Seit 2011 treibt er, selbst Mitglied der CSU, die Idee mit dem Gewerbegebiet voran. Vergeblich unter dem alten Bürgermeister. Erfolgreicher unter Andreas Spörl. Und das Beste: Die Flächen gehören ihm.

Johann Bader ist einer, der mit ausladenden Gesten durch seine Werkstatt führt. Einer, der nicht unerwähnt lässt, dass „sechs Millionen an Wert“ auf dem Hof stehen, vor allem Sondermodelle von Mercedes. Einer, der mit den Händen die ganze Breite des Tisches abmisst, um zu erklären, wie weit er es gebracht hat: „Vom Tellerwäscher zum Millionär.“

„Manche sagen zu mir: Mensch Bader, langt's dir ned? Aber ich mach' das doch nicht für mich, sondern für meine Söhne, die Zukunft!“, sagt er. „Die Leute müssen sich fragen, wo Mittelstetten in ein paar Jahren steht. Denn was hier nicht passiert, wird woanders gemacht.“ Dabei senkt er seine Stimme, als wäre es eine Drohung. Gedroht hat er der Gemeinde tatsächlich: Dass er woanders hingeht, wenn das Gewerbegebiet nicht kommt. Dass er woanders Gewerbesteuer zahlt. Das wäre ein drastischer Einschnitt, denn Bader gehört zu den größeren Gewerbesteuern Mittelstettens.

Es heißt am Gartenzaun, der Bader will in dem Gewerbegebiet gar nicht bauen, sondern mit den Flächen spekulieren. Und manchmal heißt es, es gehe letztlich nur noch darum, auf welcher Seite man stehe: Spörl oder Fischer. „Aber zitieren's mi bitte ned!“

Wahlsonntag, kurz nach halb sieben. Während die letzten Stimmzettel ausgezählt werden, fährt Johann Bader im Schritttempo mit seinem schwarzen Jeep am Gemeindehaus vorbei und erhascht einen Blick auf Werner Fischer, den querköpfigen Cowboy, der seinen Traum vom gut sichtbaren Autohaus in der Nähe der B2 verhindern könnte.

Maria Schilder sitzt unterdessen eine halbe Stunde Autofahrt entfernt mit ihrer Familie in einem Restaurant beim Abendessen. Sie hat das Smartphone auf dem Tisch liegen, beobachtet den Newsticker der Lokalzeitung. Im Gemeindehaus, wo mittlerweile ein Silbertablett mit Schnittchen auf der Wahlurne steht, steigt die Unruhe. Die Wahlzettel sind ausgezählt, nur noch die Stimmen der Briefwähler müssen addiert werden.

Endlich hält ein Wahlhelfer einen Zettel in der Hand. Es wird leise im Gemeindesaal: 364 Ja-Stimmen, 597 Nein-Stimmen. Wahlbeteiligung 71 Prozent. „Die Frage des Bürgerentscheides ist mit Nein beantwortet. 22. Juli 2018.“ Das Gewerbegebiet kommt nicht.

Fischer beginnt zu klatschen, umarmt einen Kollegen von der Bürgerinitiative, sein Gesicht ist



Aus der Traum vom Gewerbegebiet.
Die schönen neuen Autos müssen
vorerst auf dem Hof stehen bleiben.

von Lachfalten übersät, „Jetzt machen wir den Sekt auf!“

An diesem Sonntagabend ist entschieden: Mittelstetten wird nicht zu einem Mosaiksteinchen in der Flächenverbrauchs-Statistik, 2,8 Hektar Acker bleiben Natur. „Was mit dem Volksbegehren auf Landesebene nicht geklappt hat, haben wir hier in Mittelstetten geschafft“, freut sich Fischer.

Später am Abend, Bürgermeister Spörl bedankt sich bei den Wahlhelfern. Dann setzt er sich ins Gasthaus, wo auch Johann Bader schon hockt und Karten spielt, wo viele andere aus der CSU warten und bei einem Bier darüber reden, wie sehr dieses Ergebnis Mittelstetten schaden werde.

Werner Fischer fährt zu einem Mitbegründer der Bürgerinitiative, wo sie zusammen mit weiteren Helfern Sekt trinken. In den kommenden Wochen wollen sie einen Ortsentwicklungsplan ausarbeiten. Auch der Bürgermeister sollte sich daran beteiligen, findet Fischer. „Das ist seine Chance, einzulenken. Mal sehen, ob er sie nutzt.“



FABIAN FRANKE & MALTE UCHTMANN

Warum wird so viel Natur bebaut?
Für eine Antwort tauchten Autor Fabian und Fotograf Malte in das Dorfleben ein, schliefen nächtelang im Auto, gingen von Tür zu Tür. Zeit für ein Zahlenspiel blieb trotzdem: Ginge es in gleichem Tempo weiter, wäre Deutschland im Jahr 3402 vollständig zugebaut.



RECHT AUF ALTERN IN WÜRDE

TEXT: CHRISTINA FLEISCHMANN
FOTOS: EMILY PIWOWAR



Am Ende im Abseits

Heinz Spannenberger war Alkoholiker, Hartz-IV-Empfänger, Obdachloser – und fleißiger Arbeiter. Doch nach 41 Jahren als Lastwagenfahrer erreicht er nicht einmal die deutsche Durchschnittsrente von 948,60 Euro.



Die Bahnhofsgaststätte ist sein zweites Zuhause. Jeden Tag sitzt Heinz Spannenberger hier, auch an Weihnachten und Silvester.

Gegen Ende seines Lebens weiß Heinz Spannenberger, dass er viele Fehler gemacht hat. Und dass er für diese Fehler nun den Preis zahlt.

Halbzeitpfeiff, WM-Finale Frankreich gegen Kroatien, Stadionstimmung in der Reutlinger Bahnhofskneipe. Heinz Spannenberger steht auf, verlässt wortlos das Lokal und verschwindet in Richtung Bahnsteig. Er versenkt seinen rechten Arm in einem Abfallbehälter und zieht ihn mit einer Bierflasche in der Hand wieder heraus. Alle zwanzig Meter steht ein Mülleimer, Spannenberger lässt keinen aus. Einmal das Gleis entlang und wieder zurück, seine Stammstrecke. Er muss schnell sein, unter Flaschensammeln ist der Bahnhof ein umkämpftes Gebiet. Erst recht an einem Sonntag mit Sonne am Himmel und Fußball im Fernsehen.

Pünktlich zum Anpfiff der zweiten Halbzeit kehrt er mit zwei Dosen und der Bierflasche zurück ins Lokal. Dunkles Holz, Fliesenboden, Plastikblumen. Mindestens einmal am Tag kommt er in diese Kneipe, von der er sagt, sie ziehe ihn an wie ein Magnet. Weihnachten verbringt er hier und Silvester, spielt Schach mit einem Bekannten, schaut Fußball: Bundesliga, Champions League, Weltmeisterschaft. Die Kellnerin serviert die dritte Runde Bier. Auf Spannenbergers Platz steht noch sein erstes Glas Spezi, halb voll. Er verstaut seine Ausbeute in einer Einkaufstüte am Boden. Zwei sind schon gefüllt, jetzt kommt Pfand für 68 Cent dazu.

Nach achtundsechzig Lebensjahren mit wenig Höhen und vielen Tiefen hatte Spannenberger sich einen unbeschwerten Ruhestand erträumt, mit Geld, das auch mal für einen Urlaub reicht, ans Meer oder nach Österreich wie früher mit der Familie. „Das war wohl nichts“, sagt er, der seine wenigen Worte nicht zum Jammern verschwendet.

An seiner Stelle ließen sich tausend ähnliche Geschichten erzählen, die davon handeln, im Alter am Rand der Gesellschaft zu stehen. Menschen wie Spannenberger finden sich in jeder Stadt. Rentner, die Flaschen sammeln und am Monatsende um ein paar Euro betteln. Die meisten Passanten schauen weg. Weil niemand gern sieht, was passiert, wenn man den Halt verloren hat.

Montagmorgen, Mitte des Monats. Spannenberger verlässt ein Büro der Arbeiterwohlfahrt (AWO), in seinen Händen 240 Euro, Taschengeld für die nächsten zwei Wochen. Ein paar Türen weiter betritt er den Raum von Rita Wilde, seiner Betreuerin. Er setzt sich auf den Stuhl vor ihrem Schreibtisch, schlägt die Beine übereinander. Aus der verschlissenen Einkaufstüte, in der er sein Leergut transportiert, kramt er zwei abgegriffene Umschläge hervor und streckt sie ihr entgegen. Rentenversicherung und Rundfunkgebühren.

„Post für mich?“, fragt sie. „Sonst noch etwas?“

„Die Putzfrau war schon wieder nicht da“, nuschelt er. Auch hier spricht er nur das Nötigste.

Die Betreuerin wählt eine Nummer. Er lehnt sich zurück, faltet seine Hände über dem Bauch, unter den langen Fingernägeln hat sich Dreck gesammelt. Aus gutmütigen, tiefblauen Augen mustert er den Raum, die Aktenordner im Regal, die bunten Landschaftsbilder an der Wand. Von der Lockenmähne seiner jungen Jahre ist ein Haarkranz geblieben, die Wangen säumt ein grauer Bart, Falten haben sich tief eingegraben. Zur Jeans, zwei Nummern zu weit, trägt er ein hellblaues Poloshirt, beide Knöpfe offen.

Wilde legt den Hörer auf. „Die Putzfrau kommt Ende der Woche.“

Fällt die Reinigung einmal aus, versinkt Spannenbergers Wohnung im Chaos. Die Kleidung stapelt sich auf Sofa und Bett, der Badezimmerboden bekommt Flecken, auf dem Couchtisch sammeln sich benutzte Gläser, im Aschenbecher Zigarettenstummel. Er neigt „zur Verwahrlosung, hier soll Verschlimmerung verhütet werden“, heißt es im letzten Bericht der AWO. Weil er Pflegestufe 1 in Anspruch nimmt, kommen für den Putzdienst Sozialamt und Krankenversicherung auf. „Er ist weiterhin nicht in der Lage,



Auf der Suche nach Pfandflaschen. An guten Tagen kommen schon mal neun Euro zusammen.

Rentner, die Flaschen sammeln, finden sich in jeder Stadt. Die meisten Passanten schauen weg. Weil niemand gern sieht, was passiert, wenn man den Halt verloren hat.

sich um seine persönlichen Angelegenheiten zu kümmern“, so der Bericht.

Also kümmert sich die AWO um Spannenbergers Post, Versicherungen, Rechnungen. Seine Kleidung stammt aus dem hauseigenen Second-Hand-Laden. Weil er sich sein Geld nicht einteilen kann, übernimmt auch das die AWO. Er möchte es so. Seine Rente beträgt 880 Euro im Monat, davon gehen 352 für Miete und Strom ab, 10 für Mietschulden, macht 518 Euro. Davon bekommt er 480 Euro ausbezahlt, die Hälfte jeweils zum 1. und 15. des Monats. Der Rest sind Rücklagen, für Medikamente, Fußpflege oder sein Handy mit den extra großen Tasten. Früher hat er sich manchmal eine Karte fürs Reutlinger Fußballstadion geleistet, heute sind 14 Euro für einen Sitzplatz nicht mehr drin. Allein das Rauchen verschlingt fast sein Tagesbudget. Hätte er 2000 Euro im Monat, wie er sie als Fahrer verdient hat, das wär's, sagt er. So viel bräuchte er, um in Würde zu altern. Nach einundvierzig Jahren Beitragszahlungen erreicht er nicht einmal die deutsche Durchschnittsrente von 948,60 Euro.

Ein Stockwerk tiefer, in der AWO-Kantine, bestellt Spannenberger Menü 1: gegrilltes Putensteak mit Bandnudeln, dazu eine Cola. An der Kasse weist er sich mit einem gelben Papier und vergilbtem Foto aus. Mit dem Sozialpass, den die Diakonie ausstellt, erhält er Rabatt auf das Essen: drei statt sechs Euro. Im Speisesaal nickt er einem Gast zu, nimmt aber allein an einem freien Tisch Platz. Während er kaut, schaut er auf sein Tablett oder starrt die Wand an. Man kennt einander, sieht sich jeden Tag, und redet kaum. „Eigentlich ist jeder für sich allein“, sagt Spannenberger. Jeder, das sind Hartz-IV-Empfänger und Obdachlose. Er selbst war beides.

Weil er betrunken im Auto erwischt wird, verliert er 2002 zum dritten Mal den Führerschein – und seinen Job. Jahrzehnte ist er Lastwagen gefahren, meist Möbel, lange Zeit auch Getränkeboxen. Spannenberger rutscht ins Hartz IV ab. Dann vor fünf Jahren: Auf seinem Sofa nickt er beim Fernsehen ein, als ihm die Zigarette aus der Hand und auf eine Zeitung am Boden fällt. Vom Qualm wacht er auf, rettet sich auf die Terrasse, Polizei und Feuerwehr sind schon da, ein Nachbar hat sie gerufen. Als er Tage später seine Wohnung wieder betreten darf, ist alles verkohlt. Möbel, Dokumente, Fotoalben. Nur ein Zinnteller blieb unversehrt: eine Fußball-Trophäe, in die sein Name eingraviert ist, Meister mit dem FC Urach in der C-Klasse 1972/73. Nach dem Brand nächtigt er sechs Wochen in einer Notunterkunft, bevor ihm die AWO eine neue Wohnung vermittelt, mit ihm Möbel kauft. Der Zinnteller, vom Ruß befreit, thront seitdem auf seinem Wohnzimmerschrank.

Zum ersten Mal stand er mit sechs Jahren auf dem Fußballplatz, wo er die glücklichsten Momente seiner Kindheit verbrachte. Der Vater Fensterputzer, die Mutter wegen Depressionen und Herzleiden zu

krank zum Arbeiten. In der kleinen Wohnung teilt er sich ein Zimmer mit seiner neun Jahre älteren Halbschwester. Ein Badezimmer gibt es nicht, nur eine Toilette, zum Waschen muss die Spüle in der Küche reichen. Vor der Tür leere Bierflaschen und trostlose Gestalten: Nachbarn, die nicht arbeiten, die ihre Sorgen im Alkohol ertränken.

Als Heinz zwölf ist, stirbt seine Mutter an einer Lungenentzündung. Er wächst bei seinem Vater auf, der zu viel trinkt und sich mehr um neue Liebschaften als um den Jungen kümmert. Meistens flüchtet Heinz auf den Fußballplatz. Eine Gegenwelt, in der Mannschaftsgeist zählt, Tore, Aufstieg, gemeinsame Feiern nach einem Sieg. Er kriegt nicht genug davon. „Fußball war mein Leben“, erzählt Spannenberger, der vierzig Jahre als Stürmer auf dem Platz stand.

Mit dem Sport schlich sich der Alkohol in sein Leben. Nach jedem Training, jedem Spiel, trank er mit den Kameraden, manchmal zehn, manchmal fünfzehn Bier. Erst Höchstleistung auf dem Platz, danach Saufen im Vereinsheim, mehrmals die Woche, jahrelang. Wer seinem Körper das antut, muss geübt sein. Beim Trinken war Heinz Spannenberger Profi.

Nach der Hauptschule lässt er sich zum Automechaniker ausbilden. Nicht, weil er besonderen Gefallen an Autos findet, er tut es einfach den meisten Jungs in seiner Klasse gleich. Mit sechzehn Jahren fährt er auf einem Moped, einer schwarzen Hercules, durch die Stadt, er verliebt sich. Im Rausch tätowiert er sich den Namen seiner ersten Freundin auf den linken Unterarm: Janne. Die Buchstaben sind mit den Jahren verblasst, Janne ist längst Geschichte.

Mit zweiundzwanzig Jahren lernt er Renate kennen. Sie arbeitet im Büro der Firma, für die er Lastwagen fährt. Sie ziehen zusammen, heiraten. Zwei Jahre später kommt Silke zur Welt. „Die glücklichste Zeit meines Lebens“, sagt er heute. Doch die Familie leidet von Anfang an unter seiner Sucht. Er ist ständig unterwegs, treibt sich mit den Kameraden herum, kommt spät nach Hause. Sie mache das nicht länger mit, warnt Renate. Er ignoriert ihre Drohungen. „Ich habe mich für unwiderstehlich gehalten.“ Nach vier Jahren Ehe zieht sie mit der Tochter aus, reicht die Scheidung ein. Heinz Spannenberger, mit 29 Jahren geschiedener Vater, zieht zurück in den „Kleinen Bol“.

Der Alkohol habe ihn nicht aggressiv gemacht, sagt er.

Im Suff sei er ihr gegenüber handgreiflich geworden, sagt seine Ex-Frau.

Er sei mit Tausenden D-Mark Schulden aus der Ehe gegangen, sagt er.

Sie habe alle Schulden auf sich genommen, weil er nicht zahlen konnte, sagt sie.

Die Geschichte, die mehrere Versionen kennt, hat einen gemeinsamen Nenner. „Ich weiß heute, ich war allein daran schuld, dass meine Ehe in die Brüche gegangen ist“, sagt er.

Nach der Scheidung, die Tochter ist knapp zwei Jahre alt, findet seine Ex-Frau einen neuen Mann und Silke einen neuen Vater. Ein glückliches Familienleben, bis Spannenberger an der Tür klopft. „Er hielt sich nicht an Termine, aber wenn, dann kam er oft betrunken“, erinnert sich die Ex-Frau. Sie sagt auch: „Seine Tochter hat er über alles geliebt.“

Die wenigen Kindheitserinnerungen, die Silke mit ihrem leiblichen Vater verbindet, sind keine guten. „Ich habe mich immer in meinem Zimmer versteckt. Ich hatte einen Vater, ich brauchte nicht noch einen.“ Spannenberger ist für sie der Mann, der immer mal wieder in ihr Leben schneit und gleich wieder verschwindet. Nach Jahren ohne Kontakt lädt sie ihn zur Konfirmation ein, später zur Hochzeit. Er kommt, doch wieder bricht der Kontakt ab. Vergangenes Jahr dann das letzte



Unauffällig bewegt er sich durch die Fußgängerzone. Ein Rentner beim Einkaufsbummel, könnte man denken.



Termin bei Rita Wilde von der Arbeiterwohlfahrt. Sie kümmert sich um seine Rechnungen, Versicherungen, medizinische Betreuung.



Kalter Entzug nach 35 Jahren. Sein Körper entwöhnte sich schnell vom Alkohol, der Kopf brauchte zwei Jahre. Vielleicht war es das Größte, das er jemals erreicht hat.

Mittagessen bei der Arbeiterwohlfahrt. Die Gäste kennen einander, doch sitzen sie lieber allein an den Tischen.

Treffen. Zu ihrem einundvierzigsten Geburtstag besucht er sie und seine vier Enkel. „Er hat keine Frage gestellt, kaum geredet“, erzählt sie. Wenn sie von ihrem lieblichen Vater spricht, nennt sie ihn nur noch EZ, kurz für Erzeuger.

Sie habe ihm lange eine Chance gegeben, aber nun mit dem Thema abgeschlossen, sagt die Tochter.

Am meisten wünsche er sich mehr Kontakt zu ihr, sagt der Vater.

„Der Alkohol hat alles zerstört.“ Die Ehe, die Beziehung zu seiner Tochter, die Gesundheit. Und er hat die Erinnerung an manche Geschichte getrübt. Kramt Spannenberger in der Vergangenheit, findet er selten Details. Mag sein, dass er sie nicht finden will. Eines Tages vor fünfzehn Jahren sei er in seine Kneipe gegangen und habe sich nicht zu den Trinkkameraden am Tresen gesetzt, sondern an einen Tisch, allein. Er orderte eine Cola, die Kellnerin nahm es als Scherz, von der Bar schallte höhnisches Lachen. Nach fünfunddreißig Jahren an der Flasche sei er morgens aufgewacht mit dem Gedanken: So kann es nicht weitergehen. Kalter Entzug. Er überlegt, was damals der Auslöser war. Doch eine Antwort fällt ihm nicht ein. Sein Körper entwöhnte sich schnell, der Kopf brauchte dafür zwei Jahre. Vielleicht war es das Größte, das er jemals erreicht hat. Er fragt sich oft, ob er darauf stolz sein darf, wo er in seinem Leben doch nichts mit Stolz verbindet.

Spannenberger zieht seinen Arm aus einem Mülleimer, leert aus der erbeuteten Flasche einen Rest Bier auf den Gehweg und legt sie vorsichtig zu den anderen in seine Tüte. Langsam schlurft er weiter, je länger der Weg, desto häufiger die Pausen. Er stoppt an einer Bank am Wegesrand, seinem täglichen Rastplatz, und steckt sich eine Zigarette an, während er Passanten beobachtet. Ein Pärchen schlendert mit Einkaufstüten vorüber, im Café nebenan nippen Gäste an Latte Macchiatos. Am Brunnen schleicht ein silberner Sportmercedes vorbei. Spannenberger sitzt wie ein Fremdkörper in dieser Welt. Was ihre Bewohner als Abfall hinterlassen, nimmt er mit in seine.

Drei Jahre ist es her, als er zum ersten Mal in den Mülleimer fasste. Bei der ersten Flasche stachen ihn noch die Blicke der Passanten in den Rücken. Jede weitere kostete weniger Überwindung, der Griff wurde Routine. Heute erkennt er, wer gleich gläsernes Geld in den Müll werfen wird, und hält sich bereit. Je nach Art der Flasche variiert das Pfand zwischen acht und fünfzehn Cent. Zwei bis fünf Euro sammelt er pro Tag. An guten Tagen wie dem WM-Finale auch mal neun. Am Abend tauscht er an der Supermarktkasse sein Pfandgeld gegen Zigaretten.

Spannenberger nähert sich einer Fantadose, die vor einem Friseursalon am Boden steht. Er hebt sie an und stellt sie sofort wieder ab. Noch fast voll, die gehöre sicher jemandem, stehlen will er nicht. Beim Flaschensammeln zieht er Grenzen: Niemals würde er wühlen, und betteln schon gar nicht. Ein bisschen Würde will er sich erhalten.

Vielleicht hat er deshalb seine Tage klar strukturiert. Aufstehen um 6.30 Uhr, um 7 Uhr kommt der Pflegedienst vorbei und stellt ihm seine Medikamente bereit: Metohexal, Nephrotrans, Torasemid. Pillen, die den Blutdruck senken, Gefäße erweitern, Harn treiben. Die meisten schluckt er, um einen dritten Herzinfarkt zu vermeiden. Der erste traf ihn vor zwanzig Jahren, der letzte vor acht. Weil die Beine schmerzen, hinkt er leicht beim Gehen, seine Hände zittern. Wenn Spannenberger hustet, bebzt sein Körper. Zweiundfünfzig Jahre Rauchen hinterlassen Spuren. Zwei große Schachteln HB inhaliert er pro Tag, vierundvierzig Zigaretten. Als er noch Lastwagen fuhr, waren es doppelt so viele.

Jeden Morgen spaziert Spannenberger zwanzig Minuten ins Stadtzentrum und verbringt den Tag zwischen AWO und Bahnhofskneipe, unterwegs sammelt er Flaschen. Hauptsache raus. Obwohl er schon lange allein



Kurze Rast an der Bushaltestelle. Den Namen seiner ersten Liebe hat er sich mit 16 Jahren auf den linken Arm tätowiert: Janne.





Im „Sozialen Wohnzimmer“ hat Heinz Spannenberger eine Ersatzfamilie gefunden. Betreiber Alfred Stähle kennt er vom Fußball. Früher haben sie gemeinsam gesoffen, heute spielen sie trocken.



Wenn die Beine schmerzen, legt er Pausen ein – Jahrzehnte mit Rauchen und Alkohol haben seinem Körper zugesetzt.

lebt, erträgt er nur schwer die Stille in seiner Wohnung. Sobald er nach Hause kommt, schaltet er den Fernseher ein. Wenn er sich schlafen legt, lässt er die Stimmen weiterreden.

Manchmal ruft er seine Halbschwester in Düsseldorf an. Die Gespräche dauern keine drei Minuten.

„Wie geht’s dir?“

„Mir geht’s gut.“

„Also dann.“

Einmal im Jahr kommt sie zu Besuch nach Reutlingen. Jahrelang herrschte Funkstille, der Alkohol habe das Verhältnis belastet, erzählt sie. „Heinz ist ein seelenguter Mensch, aber er ist labil. Er hatte zu Hause kein Vorbild.“

Zu gerne würde Spannenberger noch einmal heiraten. Er hält Ausschau nach der Richtigen, doch es scheidet schon beim Ansprechen, er ist zu schüchtern. Es gab zwar einige Frauen in seinem Leben, doch nichts Beständiges, die längste Beziehung hielt fünf Jahre. Seitdem die letzte Liebschaft in die Brüche ging, heißt seine Familie Alfred, Roland und Klaus. Mit ihnen sitzt er stundenlang zusammen beim Binokel, einem schwäbischen Kartenspiel, das man entweder schnell begreift oder nie versteht. Mehrmals die Woche trifft sich die Männerrunde im „Sozialen Wohnzimmer“, einer Mischung aus Café und Rumpelkammer unweit des Stadtzentrums.

An der giftgrünen Wand lehnt ein Porträt, das Hemingway zeigt, von der Decke hängen goldene Girlanden, hinter einer Glastür verstauben Gläser im Wohnzimmerschrank. Spannenberger stellt die Tüte mit seinen Flaschen am Eingang ab. Alfred Stähle, ein kleiner Mann mit Schnauzbart und Lachfalten, springt von seinem Stuhl auf, schüttelt ihm die Hand. „Eine Cola, wie immer?“

Früher haben die beiden nach dem Fußballtraining gemeinsam gezecht. Heute sind sie gemeinsam trocken. Wenn man den Entzug hinter sich hat, lässt sich leichter über die Exzesse von damals reden. Die Worte, die sich Spannenberger spart, gibt Stähle großzügig aus. „Am Ende ging es nicht mehr um Fußball, sondern nur noch ums Saufen“, sagt er. Stähle ist Betreiber des „Sozialen Wohnzimmers“ und ehrenamtlicher Suchtberater. Dass Heinz ohne Therapie gegen den Alkohol gesiegt hat: Respekt, sagt er. „Dafür braucht man einen starken Willen.“ Spannenberger lächelt mit gesenktem Blick.

Später, auf dem Weg zurück in die Bahnhofskneipe, die ihn anzieht wie ein Magnet, sagt er: „Wenn’s die Leute so sagen, wird’s auch stimmen.“ Vielleicht ist da doch so etwas wie Stolz in seinen Worten zu hören.

In der Kneipe holt er ein Schachbrett am Tresen und setzt sich zu einem Freund, Andreas heißt er. Sobald die zweiunddreißig Figuren stehen, tunnelt sich Spannenbergers Blick, sein Kopf spielt die nächsten vier möglichen Züge durch. Mit seinen beiden Pferden springt er nach vorn, spielt dann die Läufer frei, um den eigenen König zu sichern. Andreas seufzt, wiegt den Kopf hin und her. Während Spannenberger in Ruhe an seiner Zigarette zieht, beobachtet er jede Bewegung seines Gegners.

Das Spiel, das ohne Worte auskommt, ist Spannenbergers neuer Sport nach dem Fußball. Maximale Konzentration statt maximalem Rausch. Für seinen Schachclub tritt er regelmäßig bei Turnieren an. Zwei Tage dauerte seine längste Partie. Die Spielzüge, die ihm sein Vater beigebracht hatte, gab er vor zehn Jahren an Andreas weiter. Was er im Leben nicht geschafft hat, beherrscht Spannenberger bei diesem Spiel: den nächsten Schritt überlegen, Risiken abwägen, die Lage kontrollieren.

Er zieht seine Dame diagonal über das Feld. Ein gewagtes Manöver. Denn er weiß, er wird sie jetzt verlieren. Aber er weiß auch, er kann immer noch gewinnen.



Fernsehen gegen die Einsamkeit. Einmal in der Woche kommt die Putzfrau. Fällt sie aus, versinkt die Wohnung im Chaos.



EMILY PIOWAR & CHRISTINA FLEISCHMANN

Von Altersarmut sind viele Rentner in Deutschland betroffen. Doch die wenigsten möchten darüber sprechen. Heinz Spannenberger war dazu bereit. Wir begleiteten seinen Alltag: Bahnhofskneipe, Flaschensammeln, Schachspielen. Drei Partien hat die Autorin gegen ihn gewagt – und ist kläglich gescheitert.

Eine Stimme für die Menschheit





Die Vision begeisterte bereits Albert Einstein und Thomas Mann — und sie würde die Welt verändern: ein Weltparlament, gewählt von jedem einzelnen Menschen. **Andreas Bummel** möchte mit seinem Verein „Demokratie ohne Grenzen“ mehr globale Gerechtigkeit schaffen.

Ein Altbau in Wiesbaden, 2. Stock, zwischen Bahnhof und Stadtmitte. Andreas Bummel sitzt am 5. Juli 2018 an seinem Schreibtisch und blickt gespannt auf seinen Laptop – eine Livestream-Übertragung. Neben dem Bildschirm steht ein Fähnchen. Es ist kein Spiel der Fußball-WM, mit dem Bummel mitfiebert, und das Fähnchen ist keine Nationalflagge. Die Flagge zeigt das Emblem der UNO und einen geöffneten Kreis aus Parlamentssitzen. Der Livestream überträgt eine Plenartagung des Europäischen Parlaments in Straßburg.

Es geht um Datenschutz und die Krise in Venezuela, um die EU-Haushaltsordnung und die Positionen der EU zur UNO. Die Abgeordneten stimmen über mehrere hundert Anträge ab. Gelangweilt sitzen sie da und heben immer wieder die Hände. Hinter jedem Tagesordnungspunkt verbergen sich zehn, zwanzig, fünfzig Unterpunkte – Abstimmungen im Akkord. Irgendwann kommt der Moment, auf den Bummel gewartet hat: Tagesordnungspunkt 10, Absatz m. Eine Resolution, die allen Regierungen der EU empfiehlt, sich für eine parlamentarische Versammlung bei den Vereinten Nationen einzusetzen, ein Weltparlament! Bummels Projekt, Bummels Leben. Es dauert nur wenige Sekunden. Eine Mehrheit stimmt zu.

Bummel verschickt seine vorbereitete Pressemitteilung an Zeitungsredaktionen und Nachrichtenagenturen in aller Welt, an Mitglieder seines Vereins, an Geldgeber, an Journalisten. Andreas Bummel ist Gründer des Vereins „Demokratie ohne Grenzen“. Seit Jahren versucht er Politiker auf der ganzen Welt davon zu überzeugen, nur ein Weltparlament könne die globalen Probleme unserer Zeit – Klimawandel, knappe Ressourcen, Steuerflucht, Ausbeutung – lösen. Einzelne Länder seien dafür zu klein, konkurrierten zudem miteinander.

Jetzt haben die Europaparlamentarier die Idee aufgegriffen und mehrheitlich dafür gestimmt. „Weltzivilisation“, „Weltbürgertum“, „planetares Zeitalter“ – große Worte, die Bummel gerne benutzt – auf einmal werden sie greifbar. „Frauenwahlrecht“, sagt er, „war auch einmal nur ein großes Wort.“

In den nächsten Tagen verfolgt er, wie deutsche und internationale Medien über die Abstimmung in Straßburg berichten. Sie berichten gar nicht. Keine Meldung, keine Erwähnung, nichts.

Alle vier Jahre reist Bummel zum Kongress der Weltföderalisten. In diesem Jahr findet er in Den Haag statt. Die Weltföderalisten setzen sich dafür ein, dass Nationalstaaten Kompetenzen an internationale Institutionen abgeben. Ihr langfristiges Ziel ist, dass die Welt sich zu einem Bundesstaat zusammenschließt. Heute, in einer Zeit des erstarkenden Nationalismus, des Brexits, der Brüche in der EU, einer Zeit, in der Egomane wie Trump, Erdogan und Putin, die Bühne der Weltpolitik prägen, wirken sie wie eine Gegenbewegung. Dabei gibt es die Weltföderalisten schon seit 1947. Sie wurden gegründet, als der Nationalismus große Teile Europas und Asiens in Schutt und Asche verwandelt hatte.



„Frauenwahlrecht“, sagt Bummel, „war auch einmal nur ein großes Wort.“

Damals war das „World Federalist Movement“ (WFM) eine große Bewegung. Albert Einstein war Mitglied, Thomas Mann und Albert Camus. Die Schrecken des Weltkrieges waren noch ganz frisch. Camus schrieb, globale Demokratie sei die einzige adäquate Antwort auf die globalen Herausforderungen. Albert Einstein hielt Vorträge über die Idee eines Weltparlaments und einer Weltregierung. Die Rechtsfakultät der Universität von Chicago schrieb einen Entwurf für eine Weltverfassung. Das Vorwort der deutschen Ausgabe stammte von Thomas Mann. 55 Prozent der US-Amerikaner waren 1948, dem Jahr der Deklaration der Menschenrechte, für die Stärkung der UNO und für eine Art Weltregierung. Alles lange her.

Dieses Jahr im Juli, wenige Tage nachdem Bummel die Abstimmung im Europaparlament verfolgte, treffen sich die Weltföderalisten im niederländischen Den Haag. In der Stadt, die die Worte „Vrede en Recht“, „Frieden und Gerechtigkeit“, im Wappen trägt. Den Haag ist Sitz des Internationalen Strafgerichtshofs, der Verbrechen gegen die Menschlichkeit ahndet.

Nur rund 40 Teilnehmer aus 16 Ländern sind ange-reist. Sie tagen im „Bazaar of Ideas“ unweit des Haager Zentrums. Gedämpfte elektronische Musik, kniehohes Sofas mit Steckdosen in den Armlehnen, in denen büffelnde Studenten ihre Laptops aufladen. Ein „Co-working space“, in dem Start-Up-Ideen gedeihen. Im Nebenraum ein Café mit gedimmtem Licht. „Du lässt dir auch kein Treffen entgehen, mein Lieber“, begrüßt ein Italiener seinen britischen Kollegen im Saal. Viele Mitglieder kennen sich von Konferenzen in Australien, Kanada, der Schweiz.

Als Bummel den Konferenzsaal betritt, warten seine Mitstreiter bereits auf ihn. Der Mann mit dem Cowboyhut, der Japaner mit den wilden Haaren und der getönten Brille, auch die Frau im indischen Sari. Bummel – glattrasiert, kurzes zur Seite gegeltes Haar, unscheinbares Sakko, pummelig, kaum über 1,70 – wirkt ein bisschen scheu. Doch kaum irgendwo fühlt er sich so geborgen wie unter den Menschen in diesem Saal. Er sagt, sie seien für ihn „wie eine Familie“. Als seine Familie ihn sieht, brandet Applaus auf. Bummel bleibt verlegen stehen, bis das letzte Klatschen verklungen ist. Ein Lächeln auf seinen schmalen Lippen.

Der Applaus für Bummel zeigt, dass die Weltföderalisten schon kleine Erfolge, wie die unverbindliche EU-Resolution, wie große Siege feiern. Sie sind die Denker des Übermorgens. Der Cowboyhut gehört einem Professor am Institut für Globale Politik und Theologie in Winnipeg, Kanada. Der Japaner mit der Sonnenbrille ist in seiner Heimat UNO-Berater im Parlament. Die Frau im Sari ist Klimaforscherin an der Universität Ravenshaw in Bhubaneswar, Indien. Daneben viele Männer und wenige Frauen in Trekkinghosen, Anzügen, Turn- und Lackschuhen, die Erfahrung aus der UNO, aus nationalen Regierungen und internationalen Denkfabriken mitbringen.





Andreas Bummel vor dem
Flaggenmeer. 40 Teilneh-
mer aus 16 Nationen sind
nach Den Haag gereist,
um über die nächsten
Schritte für ein Welt-
parlament zu diskutieren.
Manchmal kommt es ihm vor,
als gehe er im Kreis.

Weltföderalisten vor
dem Friedenspalast
in Den Haag. Die
Aufschrift „Frieden
und Recht“ ziert das
Stadtwapen.





Bummel schrieb E-Mails, schüttelte Hände, verabredete sich in Cafés. Sigmar Gabriel und Cem Özdemir unterstützen seine Idee.

In den fünf Kongresstagen berät die Versammlung über die Zukunft der Bewegung. Die Weltföderalisten sind der Dachverband hunderter Nichtregierungsorganisationen und Initiativen. Mit starkem spanischem Akzent präsentiert eine Argentinierin den Stand der Kampagne für ein Sondergericht Lateinamerikas gegen organisierte Kriminalität. Die Sprache der Weltföderalisten ist Englisch, die Mehrheit stammt aus Kanada, den USA oder Großbritannien. Sie bedauern, dass kein einziger Afrikaner zum Kongress angereist ist. Eine Delegation aus Uganda steht auf der Teilnehmerliste, ist aber nicht erschienen, wohl wegen der Reisekosten. Bummel geht für ein paar Minuten ans Podium. Er ist kein großer Redner. Nüchtern, aber nicht ohne Stolz berichtet er: „Wir haben mittlerweile 1544 Abgeordnete weltweit als Unterstützer. Das Europaparlament hat eine Resolution zugunsten eines Weltparlaments verabschiedet, das Abgeordnetenhaus der Dominikanischen Republik ist kurz davor.“ Als er sich wieder setzt, klopfen ihm seine Sitznachbarn ihm auf die Schultern. Ein indischer Aktivist schüttelt seine Hand, gratuliert ihm zu den jüngsten Erfolgen.

In diesem Kreis ist Bummel ein gefragter Mann, auch spät am Abend des ersten Kongresstages noch. Im Café des „Bazaar of Ideas“ bestellt er eine Pizza und eine Cola Light. „Meinen Sie nicht, dass eine globale Solidaritätssteuer Teil der Kampagne für ein Weltparlament werden sollte?“ fragt ein japanischer Politikprofessor, der mit ihm am Tisch sitzt. „Ich fürchte, dann können wir beide Projekte zusammen begraben“, entgegnet Bummel. Es gehe nur Schritt für Schritt, nicht alles auf einmal.

Seit Jahren ist Bummel nun schon damit beschäftigt, mit kleinen Schritten auf den Horizont zuzugehen, hinter dem – davon ist er überzeugt – das Weltparlament wartet. Manchmal kommt es ihm vor, als gehe er im Kreis.

Vor 15 Jahren hat Andreas Bummel die Initiative gegründet. Begann, wie er sagt, „im Bundestag Klinken zu putzen“. Er spricht das ohne vorwurfsvollen Unterton aus. „Politiker sind eben damit beschäftigt, aktuelle Brände zu löschen. Das heißt aber nicht, dass sich im Hintergrund nichts bewegt.“ Bummel schrieb E-Mails, schüttelte Hände, verabredete sich in Cafés. Sigmar Gabriel und Cem Özdemir unterstützen seine Idee, ebenso Elmar Brok, dienstältestes Mitglied des EU-Parlaments. Brok wartete vor dem Eingang des Europaparlaments in Brüssel auf seinen Fahrer als Bummel ihn ansprach. Ohne den CDU-Mann wäre die EU-Resolution im Juli wohl nicht zustande gekommen. Er überzeugte seine Kollegen der Europäischen Volkspartei, der größten Fraktion im Parlament. Inzwischen unterstützen 123 aktuelle oder ehemalige deutsche Abgeordnete die Kampagne.

Politisch sind die Weltföderalisten ein bunter Haufen. Bummel kandidierte von 2002 bis 2009 drei Mal für den Bundestag. Nicht für die Linken, nicht für die Grünen, sondern für die FDP. „Es geht gar nicht um Ideologie, sondern um den geistigen Referenzrahmen, darum,

ob man global oder national denkt. Deswegen haben wir Unterstützer aus allen politischen Lagern. Ich sehe mich als Weltbürger.“

Bummel greift in die Innentasche seines Sakkos, zückt einen Reisepass hervor. Es ist ein Pass, der nirgendwo auf der Welt anerkannt wird. Über einer Weltkugel steht in großen Buchstaben „World Passport“. Unter dem Globus dieselben Worte in Französisch, Spanisch, Russisch, Arabisch, Chinesisch und Esperanto. Das offiziell anmutende Dokument hat er sich von einer Nichtregierungsorganisation in Washington D.C. mit dem Namen „World Service Authority“ pressen lassen. Der Gründer dieser Organisation wurde damit schon dutzende Male an der Einreise gehindert und inhaftiert. Bummel hat den Ausweis als Symbol gekauft. „Das lässt sich alles leicht durch den Kakao ziehen“, gibt er zu. Aber er ist sich sicher, dass das Weltparlament eines Tages wieder vom Nischen- zum Schlagzeilen-Thema wird – so wie vor sieben Jahrzehnten.

Dass gerade Bummel sich für ein Weltparlament einsetzt, mag auch an seinen eigenen Wurzeln liegen, oder besser gesagt: an seiner Wurzellosigkeit. Geboren 1976 im Südafrika der Apartheid, wo sein Vater als Ingenieur arbeitete. Als er sieben Jahre alt war, zog seine Familie zurück nach Deutschland. In seiner Erinnerung überwiegen die schönen Seiten Südafrikas, die Sonne und das Meer. Deutschland dagegen war grau und regnerisch. Doch hier begann er, über sein Geburtsland kritisch zu reflektieren. Immer wieder stellte er seine Eltern zur Rede: Wie sie überhaupt in ein Land hatten ziehen können, in dem ein Unrechtsregime herrschte? Auch seine Eltern hatten schwarze Bedienstete.

Das Unrecht einer Zwei-Klassen-Gesellschaft hat Bummel heute vor Augen, wenn drängende globale Fragen besprochen werden – etwa die internationalen Verhandlungen zur Klimapolitik: „Der globale Süden stößt pro Kopf am wenigsten CO₂ aus, leidet aber am meisten unter den Folgen des Klimawandels – und hat bei den Verhandlungen am wenigsten Mitspracherecht.“ Das Weltparlament solle sich nicht in jedes Detail einmischen, betont er. Aber bei globalen Fragen wie der des Klimawandels sieht er keine gerechtere Möglichkeit.

Hoffnung macht ihm das Beispiel des WFM-Vorsitzenden William Pace. Ein Mann Mitte 60 mit dichtem, graumeliertem Haar und vollen Wangen. Die runden Brillengläser sitzen tief auf seiner dominanten Nase. Ihm gelang vor 20 Jahren der bislang größte Erfolg der Weltföderalisten. Er erinnert sich noch genau an den Sommerabend in Rom, einer der schönsten seines Lebens:

Es ist 22 Uhr am 17. Juli 1998, als in einem stickig-heißen Konferenzsaal im Herzen der italienischen Hauptstadt Jubel ausbricht. Diplomaten, Juristen, Aktivisten springen auf die Tische, liegen sich in den Armen, weinen. Sogar UNO-Generalsekretär Kofi Annan ist angereist. Ein Jahrzehnt lang hatten sie daran gearbeitet, allein die Schlussverhandlungen zogen sich fünf Wochen lang hin. Dann war das Unwahrscheinliche geschafft:

Entspannte Stimmung Weltföderalisten. Trotz politischem Gegenwind in vielen Ländern arbeiten sie an einer „kosmopolitischen Vision.“



William Pace, Vorsitzender der Weltföderalisten. Ohne seinen Einsatz wäre das Gericht in Den Haag wohl nie entstanden.

1544

Abgeordnete weltweit unterstützen die Kampagne für ein Weltparlament.



Drei Führungsfiguren der Bewegung betrachten die Skyline von Den Haag: William Pace aus den USA, Fernando Iglesias, Abgeordneter aus Argentinien und der deutsche Andreas Bummel (v.l.).



„Der globalisierungskritischen Bewegung fehlt eine verbindende Vision.“

Vertreter aus 120 Staaten beschlossen, einen Internationalen Strafgerichtshof zu gründen. Wer Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit begeht, soll sich von nun an einem Tribunal der internationalen Gemeinschaft stellen. Vier Jahre später, am 1. Juli 2002, nahm das Gericht in Den Haag seine Arbeit auf.

Immer wieder verweisen die Weltföderalisten auf diesen Erfolg, den lange niemand für möglich hielt: eine internationale Institution, die ohne ihren Einsatz nicht zustande gekommen wäre. Bei den Vereinten Nationen in New York hatten Pace und seine Mitarbeiter jahrelang an den Sitzungen teilgenommen, Hände geschüttelt, auf Delegierte eingeredet. „Der Internationale Strafgerichtshof ist mehrere Tode gestorben, bevor er Wirklichkeit wurde“, sagt Pace. Vor allem seine Landsleute aus den USA hatten gegen ihn gearbeitet, setzten andere Länder unter Druck, nicht zuzustimmen. Immer wieder hatte man ihm gesagt, das würde nie etwas, was für eine irre Vorstellung, was für ein Größenwahn, was für eine weltfremde Idee!

Für Andreas Bummel ist Pace der lebende Beweis, dass auch noch so kleine Schritte irgendwann zum Ziel führen. Sich an Pace' Erfolg zu erinnern, hilft ihm, wenn die öffentliche Resonanz für seine Kampagne mal wieder gering ist, wenn die Spenden nur spärlich fließen. „Man konkurriert eben mit Amnesty International, Greenpeace oder den Ärzten ohne Grenzen. Viele Menschen begeistern sich dafür, wenn sie das Gefühl haben, direkt zu helfen, aber man muss auch die strukturellen Ursachen des Leids angehen.“ Pace, der selber bei Amnesty International gearbeitet hat, sagt: „Diese Organisationen machen einen guten Job darin, einen Verband um den Krebs zu wickeln, aber sie heilen ihn nicht.“

Dabei gebe es eine große globalisierungskritische Bewegung, die viele der weltweiten Probleme richtig analysiere, sagt Bummel. Allein: Ihr fehle eine verbindende Vision. Die will er mit seinem Buch liefern: „Das demokratische Weltparlament – Eine kosmopolitische Vision“. Zusammen mit dem SPD-Europaparlamentarier Jo Leinen hat er vier Jahre lang daran gearbeitet. Leinen war führender Kopf der Friedens- und Anti-AKW-Proteste um 1980, später saarländischer Umweltminister. Seit 1999 sitzt er im Europäischen Parlament, zuständig für Umwelt, konstitutionelle Reformen und den EU-Beziehungen zu China. Bummel gewann ihn früh für die Kampagne. Seit Jahren wirbt er bei Kollegen in Brüssel und Straßburg für die Idee eines Weltparlaments.

Als das Buch 2017 erschien, wurde Bummel in die 3sat-Sendung „Kulturzeit“ eingeladen. Im Regionalsender rbb sprachen Leinen und er mit der ehemaligen Bundespräsidentenskandidatin der SPD Gesine Schwan eine Stunde lang über ihre Zukunftsvision. Seither hat sich der 450-Seiten-Wälzer 1500 Mal verkauft, nicht gerade bahnbrechend, aber öfter als Bummel erwartet hat.

In Den Haag stellen beide ihr Buch noch einmal vor. Leinen wird im „Basar der Ideen“ ebenfalls mit großem Applaus empfangen. Die Weltföderalisten wissen, wie

wichtig es ist, Freunde an den Hebeln der Macht zu haben. Die EU-Resolution ist auch ein Ergebnis seines Einsatzes. „Die Europäische Union ist ein großes Vorbild für das Projekt der Weltföderalisten“, sagt Leinen in seiner Rede. „Denn sie ist das Ergebnis der Einsicht, dass die Abgabe von Souveränität langfristig alle Länder stärkt“. Der 70-Jährige versprüht eine fast jugendliche Zuversicht. Lachfalten umrahmen seine Augen. „Nichts ist so mächtig wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist“, versucht er seine Zuhörer mitzureißen, stößt aber auch auf Skepsis.

Der ehemalige britische Abgeordnete Keith Best meldet sich zu Wort. Für die Konservativen saß der 69-Jährige im „House of Commons“. Der Brexit hat seine Zweifel genährt: „Wir erleben gerade, wie schon nationale Parlamente immer mehr unter Druck geraten. Wie kann man da Zustimmung für ein Weltparlament gewinnen?“ „Gerade der Kontrollverlust der Nationalstaaten hat die Nationalisten gestärkt“, entgegnet Leinen. „Nicht weniger Globalisierung ist die Antwort, sondern eine bessere.“

Dann übernimmt Bummel. Er beginnt bei den philosophischen Wurzeln des Weltbürgertums, bei Kant, den ersten Erwähnungen einer weltweiten parlamentarischen Versammlung. Er spricht akzentuiert, laut, deutlich, er hält eine kleine Vorlesung, die den Weltgeist auf ihrer Seite verortet. „Das Weltparlament ist keine neue Idee, es gibt sie schon lange, und historisch gesehen wäre es nur die Fortsetzung einer jahrhundertlangen Entwicklung, in der die Menschheit immer näher zusammengerückt ist.“

Die Konferenzteilnehmer nicken öfter als bei anderen Rednern und lassen sich weniger von ihren Smartphones ablenken. Der Professor aus Kanada mit dem Cowboyhut scherzt hinterher, dass er Andreas Bummel einst „entdeckt“ habe: 1997 im schweizerischen Montreux, beim 50-jährigen Jubiläum der Weltföderalisten.

Der junge Andreas Bummel sei ihm bei der Konferenz aufgefallen – motiviert, wie er war, begeistert von einem Essay des kanadischen Weltföderalisten Dieter Heinrich mit dem Titel „Ein Plädoyer für eine parlamentarische Versammlung bei der UNO“. Bummel, erinnert er sich, habe damals gerade an seiner Doktorarbeit geschrieben.

Da erinnert er sich allerdings falsch. Denn der Mann, der zu den Professoren aus Japan und Italien, den Parlamentariern aus Norwegen und Argentinien, den Wissenschaftlern aus Oxford und Brüssel spricht, hat nie ein Studium abgeschlossen. Er definiert „Studieren“ nicht im universitären Sinn, sagt Bummel. Nicht als Scheinsammeln. „Im Völkerrecht kenne ich mich sehr gut aus. Ich besitze nur eben nicht dieses Papier, das mir das bescheinigt.“

Bummel verlässt die Schule mit Ach und Krach nach der zehnten Klasse. Er beginnt eine Ausbildung beim Pharmakonzern Hoechst in Frankfurt, wo sein Vater als Ingenieur arbeitete. Nach der Ausbildung spürt er, dass

ihn diese Arbeit nie erfüllen wird. Er holt sein Abitur nach, absolviert währenddessen ein Praktikum bei der „Gesellschaft für bedrohte Völker“, die ihn danach zum Verantwortlichen für Fragen zu UNO-Reformen macht.

Das Abitur besteht er mit einem Notenschnitt von 0,9. Die Studienstiftung des deutschen Volkes fördert ihn als hochbegabten Jura-Studenten. Er konzentriert sich auf Europäisches Recht, Internationales Recht und Friedenskonzepte der Vereinten Nationen, hält sich aber nicht an den Studienplan, sondern liest das, was ihn interessiert. Die Studienstiftung streicht ihn aus der Förderung. Er arbeitet immer mehr an seiner Kampagne und immer weniger an seinem Studium. Jobbt in einer Unternehmensberatung und einer Frankfurter Kanzlei. Nach 13 Semestern bricht er das Studium ab, widmet sich fortan nur noch seiner Kampagne.

Heute, als Geschäftsführer seines Vereins, verdient Bummel einen Bruchteil dessen, was er in Wirtschaft und Juristerei bekommen hätte. Einschließlich seines Gehalts liegt das Jahresbudget seiner Kampagne unter 100 000 Euro. Die genaue Zahl nennt er ungern: „Viele Menschen bemessen Dinge nur nach ihrem finanziellen Gewicht, nicht nach der Qualität der Idee.“

Trotz abgebrochener Universitätslaufbahn hat Bummel nie aufgehört zu studieren. In seinem Büro reichen die Bücherregale bis zur Decke. „Über den Prozess der Zivilisation“ des Soziologen Norbert Elias habe ihn am meisten geprägt. Daneben stehen Bücher des US-Politik-Beraters Zbigniew Brzezinski, des Psychoanalytikers Erich Fromm, des Bürgerrechtlers Nelson Mandela. Und dazwischen: Arnold Schwarzenegger. „Das ist eine ganz interessante Persönlichkeit. Er hat aus dem Nichts etwas aufgebaut, hat zum Teil sehr progressive Positionen vertreten, das sollte man nicht abtun.“ Psychologie, Astrophysik, Soziologie, Politik – die Buchrücken bezeugen, wie wenig Bummel Grenzen bedeuten.

Das Überwinden von Grenzen, das Zusammenwachsen zu einer kooperierenden Weltgemeinschaft ist für Bummel eines von zwei möglichen Zukunftsszenarien der Menschheit. Das andere: eine von nationalen Egoismen getriebene Selbstzerstörung.

Als Kind konnte er die BBC Dokumentationsreihe „The World at War“ über den Zweiten Weltkrieg nicht oft genug ansehen. Er hatte damals immer wieder denselben Alptraum: Ein Atomkrieg bricht aus, den er von seinem Fenster aus beobachtet und dessen vernichtende Wolke sich ihm nähert.

Sein Antrieb, sagt er, seien aber nicht die Bilder von Krieg und Zerstörung.

Was dann? Bummel nennt zwei Jahreszahlen: 1987 und 1989. Das Gipfeltreffen in Washington, als Reagan und Gorbatschow ein Abkommen über nukleare Abrüstung schlossen. Und der Fall der Mauer. Als die Ost- und Westberliner sich ungläubig in den Armen hielten, lag er als 13-Jähriger weinend vor dem Fernseher. Nicht das Leid der Welt hat sich bei ihm eingebrannt, sondern die großen Momente des Fortschritts.



„Nicht weniger Globalisierung ist die Antwort, sondern eine bessere.“





Die Weltföderalisten besuchen den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag. Zu seiner Entstehung haben sie 1998 maßgeblich beigetragen.

OLE WITT & ARMIN GHASSIM

Sind die Weltföderalisten Träumer oder Visionäre? Darüber diskutierten wir nach jedem Recherche-Tag in Den Haag. Wir stiegen in ihre Welt ein, dachten ihre Ideen mit und am Abend in der S-Bahn kamen wir wieder in der Gegenwart an.



Ich will



Sex



Christine Hufen ist gelähmt. Einmal im Monat besucht sie Thomas Aeffner. Der Sexualbegleiter schläft mit ihr, gegen Bezahlung. Die Geschichte über eine besondere Dienstleistung.

Es ist 5:30 Uhr, als der Pfleger ihr ein schwarzes Spitzenhöschen über die Windel zieht. Nachdem er Christine Hufen angezogen und in den Rollstuhl gesetzt hat, steuert sie zu ihrem Esstisch. Darauf: Das Portrait eines Mannes. Seine grauen Haare fallen über die hohe Stirn, wellen sich auf seinen Schultern, Grübchen lugen unter dem Dreitagebart hervor. Vor dem Bilderrahmen: Ein Tischkalender. Sie nimmt einen Kugelschreiber, streicht an diesem Dienstagmorgen eine „1“ durch. Nun sind es nicht mehr Tage, sondern Stunden, die sie zählt: Noch zehn, bis er kommt.

Sie macht sich auf den Weg zur Arbeit. An der Türklinke baumelt ein Zettel für die Reinigungskraft: „Bitte Bett beziehen.“

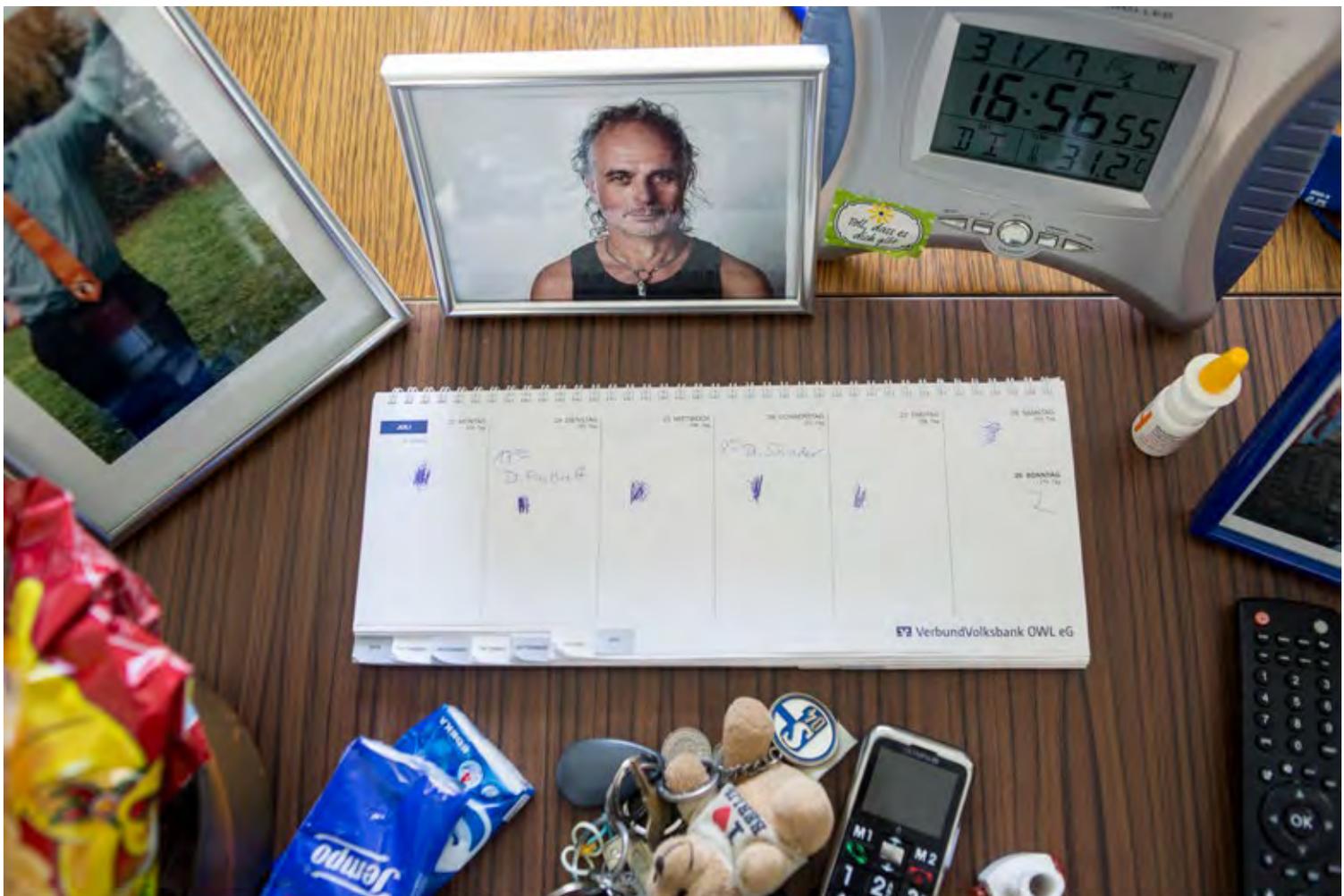
Vor 51 Jahren kam Christine Hufen als Frühchen zur Welt, sechster Monat, Steißlage. Diagnose: Spastische Tetraplegie. Sie ist geistig fit, aber wird für immer an den Rollstuhl gefesselt sein. Ihre Beine und der linke Arm sind

gelähmt, mit dem rechten kann sie schreiben und leichte Dinge wie Löffel oder Gabel heben. Während andere Kinder um sie herumtoben, muss sie begreifen, dass ihr Körper eine lebenslange Barriere bleiben wird. Mit 14 Jahren spürt sie das erste Mal den Wunsch nach körperlicher Nähe. Sie möchte in den Arm genommen, gestreichelt werden. Sie sehnt sich nach der ersten Liebe. Doch berührt wird sie immer nur flüchtig, beim Waschen oder wenn sie ins Bett gebracht wird.

„Behinderte brauchen sowas nicht.“ Den Satz hörte sie oft. „Schon gar nicht, wenn sie Windeln tragen.“ Es sind Sätze von Bekannten. Sätze, die wehtun. Warum muss sie sich für ihre Bedürfnisse rechtfertigen? Haben nicht alle Menschen ein Recht auf Sex?

Ihren ersten Freund lernt sie mit 21 Jahren kennen und zieht von ihren Eltern weg. Die Beziehung geht schnell in die Brüche, drei weitere folgen, bis sie mit 33 Jahren heiratet.

Nicht mehr lange.
Christine Hufen zählt
in ihrem Tischkalender
die Tage, bis ihr Sexual-
begleiter kommt.



Wie die Partner zuvor, ist ihr Mann physisch gesund. Er nutzt seine Macht aus – nimmt sich was er will und wann er es will. Eine Zeit, über die sie ungern spricht. Dreizehn Jahre hält sie aus, bis sie die Scheidung einreicht und 2014 ein selbständiges Leben in einer eigenen Wohnung in Minden beginnt.

In ihrem Wohnzimmer hängt ein Schild: „Ich bin nicht auf der Welt, um so zu sein wie andere mich gerne hätten.“ Die anderen Wände sind mit Fotos bedeckt: Bilder ihrer Familie und Freunde, daneben Accessoires vom FC Schalke 04: Embleme, Mannschaftsposter, Trinkgläser, Decken. Sogar ihr Elektrorollstuhl ist blauweiß, in den Farben ihres Vereins.

Sie fühlt sich wohl in ihrem Zuhause. Einen Lebensgefährten möchte sie nicht mehr. Zu schmerzhaft waren ihre Erfahrungen. Dennoch: Das Verlangen nach Sexualität bleibt. Sie überwindet sich und redet mit ihren Betreuern: „Ich will Sex. Keinen, der mit mir

‘Mensch ärgere Dich nicht‘ spielt. Sonst platze ich.“

Ein Betreuer weiß von Sexualbegleitern in den Niederlanden. „Ich fahr doch nicht in ein anderes Land für ein bisschen Spaß.“ Damit war das Thema durch.

Bis zu dem Tag im Februar 2017, als Betreuerin Christina an die Tür klopft. Sie hat einen Mann im Internet gefunden, der alten und behinderten Menschen hilft, Hemmungen vor Berührungen zu verlieren. Der sie streichelt, massiert und zeigt, wie sie sich selbstbefriedigen können. Einer, der mit ihnen schläft. Gegen Bezahlung.

Als Christine Hufen ihrer Mutter davon erzählt, ist diese entsetzt: „Um Gottes Willen! Was, wenn er sich an dir vergeht und dich ausraubt?“ Doch die Neugier ist größer: „Ich schau’ ihn mir zumindest mal an. Ich will ja keine Hackfresse. Nicht, dass du abhaust, sobald du den nur siehst.“

„Ich will Sex. Keinen, der mit mir ‚Mensch ärgere Dich nicht‘ spielt. Sonst platze ich.“

Inniges Wiedersehen. Thomas Aeffner nennt sich selbst „Berührungskünstler“.



„Ich musste immer darum kämpfen, ernst genommen zu werden. Leute denken oft, du bist nicht helle, weil du im Rollstuhl sitzt.“

Bei Thomas Aeffner fühlt sich Christine Hufen angenommen. Die Gespräche mit ihm sind ihr genauso wichtig wie der Körperkontakt.

Mit ihrer Betreuerin klickt sie sich durch seine Facebookseite: „Ich bin Berührungskünstler.“ Auf den Fotos meditiert Thomas Aeffner im Schneidersitz auf einer Wiese, steht oberkörperfrei unter einem Wasserfall, sitzt nackt auf einem Motorrad. Auf einem anderen Bild hält er ein Zertifikat in der Hand: „Herr Aeffner hat die Methoden der erfolgreichen Sexualbegleitung erlernt. Er hat darüber hinaus behinderte Menschen mit unterschiedlichen Einschränkungen bei ihrer sexuellen Selbsterfüllung unterstützt und dabei deren Selbstbestimmung und Würde gefördert.“

Die Bescheinigung stammt vom Institut für Selbst-Bestimmung Behinderter (ISBB) im niedersächsischen Trebel, eine von zwei Einrichtungen in Deutschland, die Sexualbegleiter ausbildet. Die andere ist die Beratungsstelle für Prostituierte „Kassandra e.V.“ in Nürnberg. Beide Institute wollen selbstbestimmte Sexualität für Menschen mit körper-

lichen Einschränkungen fördern: Sex von Behinderten und alten Menschen soll kein Tabu mehr sein.

Betreuerin Christina schreibt eine E-Mail:

„Ich sitze gerade neben meiner Klientin [...]. Sie sitzt im Rollstuhl, hat Spastik und trägt Vorlagen, da sie ohne Unterstützung nicht zur Toilette gehen kann. Sie wünscht sich eine erotische Begegnung.“

Christine Hufen kann sich nicht viel unter einem Treffen vorstellen, hat Angst, nackt dazuliegen und sich unwohl zu fühlen, wenn er angezogen ist.

Thomas Aeffner antwortet:

„Wegen der Art der Begegnung braucht sie sich keine Sorgen zu machen: Genauso wie sie das beschrieben haben, stelle ich mir das auch vor: eine gleichberechtigte Begeg-



nung mit Sinnlichkeit sowie es in der Situation dann passend ist und in beiderseitigen Einverständnis sich richtig anfühlt. Auf gar keinen Fall wird irgendetwas geschehen, dass sie nicht möchte.“

Über mehrere Wochen hinweg schreiben sie E-Mails, telefonieren, verhandeln den Preis. „Darf ich Sie duzen?“, fragt sie, als sie über ihre sexuellen Vorlieben sprechen. „Nein“, antwortet er. Solange sie sich nicht kennen und nicht wissen, ob sie sich sympathisch finden, herrscht Distanz. Grenzen werden vereinbart: Keine Partnerschaft. Keine Liebe. Reine Dienstleistung.

20. April 2017. Ein blauer Kleinbus mit einem Peace-Symbol auf der Motorhaube parkt im Hof. „Ich wäre fast gestorben, so aufgeregt war ich“, erinnert sie sich. Auch ihre Betreuerin ist aufgeregt. Zu dritt sitzen sie am Esstisch, trinken Sekt, reden über ihre körperliche Einschränkung und darüber, was im Schlafzimmer passieren wird. Dann bittet Christine Hufen ihre Betreuerin zu gehen.

Wenn sie sich heute an diese Stunden zurückerinnert, verschwinden ihre blauen Augen hinter einem breiten Lächeln: „Dieser Mensch kann zaubern! Ich war erschrocken, wozu ich körperlich fähig bin. Ich fühle mich wie ein Teenie.“ Seither hat sie kein Spiel der Schalker mehr besucht. Das Geld gibt sie lieber für Thomas Aeffner aus.

„Christine ist seitdem viel fröhlicher, aufgeschlossener und wirkt in allem begeisterungsfähiger“, erzählt ihre Betreuerin. „Die Beiden sind so vertraut, als würden sie sich seit zehn Jahren kennen.“ Christine Hufens Budget entscheidet, wie oft Thomas Aeffner kommt: Einmal im Monat fährt er die 260 Kilometer von Schwalmatal nach Minden und bleibt zwei Stunden. Er verlangt 90 Euro pro Stunde plus Fahrtkosten. Geld, das sie von ihrem Gehalt und der Rente zahlt, die ihr als Schwerbehinderte zusteht.

Bisher gibt es nur in den Niederlanden ein Modell, bei dem Kommunen Sexualassistenz für Pflegebedürftige bezuschussen, wenn sie mit einem Attest nachweisen können, dass sie nicht in der Lage sind, sich zu befriedigen. In Deutschland regte die Grünen-Politikerin Elisabeth Scharfenberg 2017 die Debatte an, ob sexuelle Dienstleistungen auch hier staatlich gefördert werden sollen – sie stieß dabei auf viel Widerstand. Als „bezahlte Prostitution“ bezeichnete den Vorschlag beispielsweise Karl Lauterbach von der SPD. Auch Christine Hufen ist keine Befürworterin: „Das wäre



Ihre Betreuer finden, sie ist viel entspannter, seit sie Aeffner kennt.

„Lustvoll Sex zu haben ist wichtig für ein glückliches Leben. Das will ich auch Menschen ermöglichen, die dazu alleine nicht in der Lage sind.“



Thomas Aeffner legt seine Armbänder und Ringe ab. Früher arbeitete er als Tantra-Masseur, heute ist er als Sexualbegleiter angemeldet.



Aeffner nimmt sich für seine Klientin viel Zeit. Ansonsten wird Christine Hufen nur flüchtig berührt – das Pflegepersonal hat es meist eilig.

„Dieser Mensch kann zaubern! Ich war erschrocken, wozu ich körperlich fähig bin.“



wie ‚Sex auf Rezept‘. Dann wäre es fremdbestimmt, wie lange und oft ich meinen Sexualbegleiter brauche.“

10:30 Uhr. Noch fünf Stunden. In der Behindertenwerkstatt übertönt das Radio die Geräusche der 21 Mitarbeiter. Christine Hufen schraubt Schließbleche für Zimmertüren zusammen. Sie setzt Schraube für Schraube und ist dabei in Gedanken versunken: Das Bett müsste inzwischen frisch bezogen sein, der Umschlag mit dem Geld liegt in der Schublade bereit, das Deo hat sie mitgenommen. Kurz vor Dienstende wird sie eine Kollegin bitten, ihren Zopf zu öffnen und die graue „Löwenmähne“, wie Thomas Aeffner sie nennt, zu kämmen. Sie blickt auf die Uhr. Die Zeit kriecht.

In der Pause sendet sie eine SMS: „Schreibst du mir bitte, wenn du losfährst?“ Die Antwort interessiert sie nicht. Sie möchte nur eine Nachricht von ihm auf dem Handy haben – der einzige Kontakt im Monat. Kein: „Hallo, wie geht’s dir? Ich möchte mit dir reden.“

Sie gibt zu, dass es ihr manchmal schwerfällt. „Ich musste immer darum kämpfen, ernst genommen zu werden. Leute denken oft, du bist nicht helle, weil du im Rollstuhl sitzt. Dabei ist es nur dein Körper, der nicht mitmacht. Bei ihm fühle ich mich angenommen – das erste Mal im Leben.“ Sie hat Tränen in den Augen: „Manchmal denke ich mir: Zum Glück sitze ich im Rollstuhl, sonst hätte ich all das nie erfahren dürfen.“

Für Thomas Aeffner ist es kein Problem, dass Fotos von ihm in der Wohnung hängen oder sie die Tage bis zum nächsten Treffen zählt. Für ihn wird es dann ein Problem, wenn

eine Klientin ihre Gefühle nicht mehr in den Griff bekommt: „Dann muss ich gegensteuern, die Verhältnisse wieder klarstellen: Ich erbringe eine bezahlte Dienstleistung. Wenn das nicht auszuhalten ist, muss ich die Besuche notfalls einstellen.“ Bisher sei das noch nicht vorgekommen.

Christine Hufen weiß, dass sie nicht mehr als zwei Stunden Zweisamkeit verlangen darf. „Er wird nie mein Partner werden, daher stelle ich keine Ansprüche. Sonst würde ich alles kaputt machen.“ Jedes Mal lässt sich Thomas Aeffner sein Honorar bar in die Hand geben – um immer wieder zu verdeutlichen, dass es eine Arbeit ist. „Das Verhältnis zu ihr ist schon etwas Besonderes und das funktioniert, weil sie sich an die Regeln hält.“

Wenn er mit ihr zusammen ist, seien auch seine Gefühle „echt und ehrlich.“ „Ich gehe in jede Begegnung mit Herzblut rein und lasse mich dann ganz auf sie ein. Aber eben nur



In Deutschland wird Sexualbegleitung nicht bezuschusst – weder vom Staat noch von den Krankenkassen.









Trotz aller Zärtlichkeiten – es bleibt eine bezahlte Dienstleistung. „Wenn das nicht auszuhalten ist, muss ich die Besuche notfalls einstellen“, sagt Aeffner.



„Was wir hier tun, ist etwas ganz Normales und Schönes.“

für den Moment.“ Diese Haltung hat er durch seine Arbeit als Tantra-Masseur erlernt. Zuvor arbeitete er als Kunstmaler. Vor drei Jahren, mit 62, entschied er sich, Sexualbegleiter zu werden. „Lustvoll Sex zu haben ist wichtig für ein glückliches Leben. Das will ich auch Menschen ermöglichen, die dazu alleine nicht in der Lage sind.“ Aussehen spiele für ihn keine Rolle: „Ich verurteile keinen, sondern sehe das Schöne in jedem Menschen.“ Wie viele Frauen und Männer er regelmäßig besucht, sagt Thomas Aeffner nicht.

15:30 Uhr. Am Rückspiegel des blauen Kleinbusses schwingt ein Traumfänger. Knapp drei Stunden ist Thomas Aeffner gefahren. In Flipflops, Cargohose und schwarzem Hemd steigt er aus und holt einen Koffer aus dem Laderaum: Kondome, Massageöl, Bluetooth-Lautsprecher für Musik, Straußenfeder, Dildos, Kerzen, die grelles Neonröhrenlicht ersetzen, Spiegel, um Körperstellen zu zeigen, die sonst nicht gesehen werden können, Bondage-Seile, die Spastikern helfen, zu entspannen. Er hat Halterungen für Vibratoren gebastelt, mit denen behinderte Klientinnen ihre Vagina erreichen können.

Thomas Aeffner hat geduscht, sich rasiert, Eau de Toilette auf sein Hemd gesprüht, das er bis zum nächsten Treffen bei Christine Hufen lassen wird. Jeden Abend hält sie es im Arm. Er hat sich von seiner Freundin verabschiedet. „Für sie ist es sicherlich nicht immer leicht, aber sie kann es trennen. Sie liebt mich so, wie ich bin und unterstützt die Art, wie ich meinem Leben eine Bedeutung gebe.“ Auch seine erwachsenen Kinder hätten kein Problem mit seinem Beruf. Sie seien in einem Künstlerhaushalt aufgewachsen und gewohnt, dass ihr Vater „anders“ ist. „Sie möchten nur keine Details erfahren.“

Christine Hufen sitzt im Rückraum des Fahrdienstes, der sie täglich von der Arbeit abholt und ärgert sich über jede rote Ampel. Für Thomas Aeffner ist die Verspätung kein Problem: „Es läuft keine Stoppuhr. Manchmal reden wir noch lange – das rechne ich natürlich nicht ab.“ Der Transporter hält im Hof, die Fahrer in den gelben Warnwesten schnallen sie ab. Thomas Aeffner steht mit offenen Armen vor der Tür. Sie strahlt, als sie das sieht: „Ich kann nicht springen, aber ich würd’ so gerne!“, ruft sie und rollt zur Rampe. Sie fallen sich in die Arme. Er küsst sie.

In der Wohnung legt er Uhr, Ringe und Armbänder ab, hievt sie aus dem Rollstuhl. Sie umschlingt seinen Nacken, so fest, als wolle sie ihn nie wieder loslassen. „In die Scheiß-

Fotograf Fabian Melber rechnete nicht mit so viel Freizügigkeit: „Hätte ich nicht meine Kamera gehabt, wäre ich vollkommen überfordert gewesen.“



kiste gehe ich erst wieder rein, wenn du weg bist.“ Arm in Arm sitzen sie auf der Couch. Lachen, dass er schon wieder voller Hundehaare ist. Sie zupft die Haare von seinem Hemd, erzählt dabei von ihrer Arbeit, sie machen Witze, wie es weitergehe, wenn er älter wird. „Dann komme ich eben mit Rollator.“

Thomas Aeffner packt Christine Hufen und trägt sie ins Schlafzimmer. Er zieht ihr das Oberteil über den Busen, knöpft sein Hemd auf und öffnet seine Hose. Nackt setzt er sich auf das Bettende. Sie blicken sich in die Augen, während er ihre Hose abstreift. Er wickelt die Thromboseverbände von ihren Waden. Sie haben eingeschnitten, Striemen hinterlassen. Er pustet über die geröteten Stellen. Streichelt darüber, minutenlang. Die Härchen an ihren Armen und Beinen stellen sich auf. Er kraut ihre verkrümmten Zehen. „Ich mag diese Füße.“ Christine Hufen schließt die Augen.

Seine Brustwarzenpiercings berühren ihre Hüfte, während er ihre Oberschenkel auf seine Taille legt. Sie sackt zusammen, all ihre Spannungen lösen sich. Er hält sie, ummantelt sie. Eine Hand gleitet den Oberschenkel entlang, zwischen ihre Beine. Christine Hufens Atmung wird tiefer. Sie stöhnt. So laut, dass die Betreuerin ihrer Nachbarin an die Tür klopft: „Christine, ist alles in Ordnung?!“ Beide brechen in Gelächter aus. „Ja, willste etwa reinkommen, gucken? Das stört mich gar nicht. Ich möchte der ganzen Welt zeigen, wie glücklich ich bin.“



FABIAN MELBER & CAROLIN GIßIBL

Autorin Carolin Gißibl und Fotograf Fabian Melber fragten mehrmals nach, ob sie das Zimmer verlassen sollten. Doch Christine Hufen und Thomas Aeffner, wollten, dass sie bleiben: „Was wir hier tun, ist etwas ganz Normales und Schönes.“

A photograph of two people on a rocky shore. The person on the left is carrying two orange lifebuoys and a bag. The person on the right is walking towards a large net with blue and red patterns. The background shows the blue sea.

Ready to rescue

**Malta hindert private Rettungsschiffe
am Auslaufen. Auf den Schiffen macht
sich Frust breit. Anstatt Menschen retten
Helfer Plastikmüll aus dem Meer.**



Aktivisten der Seenotrettung protestieren gegen die Festsetzung ihrer Schiffe in Malta. Mit ihrer Aktion wollen sie die Europäische Union zum Umdenken bewegen.



Protest wo andere Urlaub machen: Neeske Beeckmann (Mitte) bei einer symbolischen Rettungsaktion im Mittelmeer: „Die Menschen müssen verstehen, was in der Welt passiert.“



**Beim Untergang eines Boots
mit Flüchtlingen aus
der Türkei sind vor der
griechischen Insel Lesbos
nach Medienberichten sechs
Menschen ertrunken.
Drei von ihnen seien
Säuglinge, berichtete der
türkische Sender CNN Türk
am Sonntag.
(Der SPIEGEL 29.7.2018)**

Laut tuckert das kleine graue Schlauchboot, das alle „Hülse“ nennen, auf den roten, alten Fischkutler zu. Neeske Beckmann lenkt es an die Steuerbord-Seite und bindet es mit zwei Seilen an der Reling fest. „Guten Morgen!“, ruft sie und springt auf das hölzerne Deck. Zwei Crewmitglieder kratzen Rost von der Reling, drei andere kochen Spaghetti mit Gemüse in der Bordküche. Es ist heiß an diesem Augusttag. Maschinist Marco Müller taucht an Deck auf und wischt sich die verölten Hände an einem Tuch ab: „Na, geht’s gut?“ Sie lacht. „Der Tag hat schon wieder scheiße angefangen“, sagt sie, die Hände in die Hüfte gestemmt. „Aber wir basteln jetzt ein Transpi!“ Müller nickt und führt sie über eine schwankende Planke an Land zur Werft, wo die rote „Seefuchs“ liegt, das Schiff der Nichtregierungsorganisation (NGO) Sea-Eye.

Seit Juni 2018 hält die maltesische Regierung die Schiffe der deutschen NGOs Sea-Watch, Sea-Eye und Mission Lifeline fest, angeblich, weil die Schiffsregistrierung nicht rechtmäßig sei. Die Schiffe sind trotzdem fast vollständig bemannt.

Neben der „Seefuchs“ parkt ein alter weißer VW Bus. Beckmann steigt auf den Beifahrersitz, Müller steuert vorbei an weißen Motorjachten, alten Fischerkähnen und einem grauen Militärschiff. Eine Flagge mit drei gebogenen Querstreifen hängt an einem der Masten: Frontex – der europäische Grenzschutz. Beckmann kneift den Mund zusammen. Dann halten sie in einer Halle, Müller parkt neben einem Müllhaufen aus rostigen Fässern und Metallteilen und zerrt eine alte LKW-Plane hervor. „Die passt, die nehmen wir“, sagt Beckmann.

Mit Transparenten kennt sie sich aus. In Magdeburg, wo sie Psychologie studierte, demonstrierten häufig Neonazis. Sie protestierte dagegen, wurde zur Sprecherin, geriet ins Visier der Rechtsradikalen, die ihre Adresse veröffentlichten. Schon als Schülerin eines katholischen Gymnasiums in Hildesheim fiel sie auf. 2010 nahm sie am Anti-Castor-Protest teil. „Da fing alles an. So ist das immer bei mir: Wenn, dann ganz.“ Jetzt ist die 29-Jährige Teil der Lifeline-Crew. Das Schiff kam in die Schlagzeilen, weil es im Juni fünf Tage lang mit 234 Flüchtlingen an Bord auf See ausharren musste. Erst dann genehmigte Malta die Einfahrt. Jetzt hindert die maltesische Regierung die Lifeline am Auslaufen, seit zwei Monaten geht das nun schon so.

Anstatt Menschen aus dem Meer zu retten, diskutieren die Aktivisten seit Tagen über Aktionen, die sie zum „Day Orange“ machen wollen. An dem Tag wird überall in Deutschland unter der Parole „#Solidarityatsea“ für zivile Seenotrettung demonstriert. Ein Schrift-

zug mit „#Free Juventa“ findet das Lifeline-Team keine gute Devise. Es gehe nicht mehr nur um die „Juventa“, das Schiff von „Jugend Rettet“, das im November 2017 von der Italienischen Regierung beschlagnahmt wurde. Vielleicht wäre es wirkungsvoller, ins Meer zu springen, Seenot zu simulieren, während die Kamera die festgehaltenen Schiffe zeigt? Geht gar nicht, sagen die Leute von Sea-Watch, wir könnten als weiße Menschen keine Schwarzen darstellen. Erst spät am gleichen Abend einigen sie sich schließlich auf ein gemeinsames Banner.

Das Hin und Her ärgert Beckmann. „Deshalb arbeite ich lieber in kleinen Polit-Gruppen. Nicht in großen NGOs, die sich ständig darüber Gedanken machen müssen, wie das in der Öffentlichkeit wirkt.“ Alle zwei bis drei Wochen wechseln die Teams auf den Booten für eine neue Mission. Die Arbeit ist ehrenamtlich, die Leute nehmen dafür Urlaub. Die Einsätze auf dem Meer gehen an die Nerven, ein regelmäßiger Wechsel ist da sinnvoll. Das gilt auch, wenn sie nicht mehr auslaufen dürfen.

Seit 2015 gibt es zivile NGOs auf dem Mittelmeer, eine Antwort auf Frontex, die die italienische Marineoperation „Mare Nostrum“ abgelöst hatte. Mehr als 130 000 Menschen hatten die Italiener in einem Jahr gerettet. Frontex dagegen sollte vor allem die Grenze sichern. Kritiker nannten das ein Versagen der europäischen Flüchtlingspolitik. Sea-Watch war eine der ersten NGOs, die mit ihren Schiffen in See stachen, um Menschen vor dem Ertrinken zu bewahren. Allein vor der libyschen Küste haben die zivilen Retter in den vergangenen drei Jahren mehr als 100 000 Menschen gerettet, ein Viertel aller von dort Geflohenen. Kritiker werfen ihnen aber vor, die Flucht über das Mittelmeer anzuheizen und Schlepper zu unterstützen.



**In einer Erklärung von SOS
Méditerranée zur Abfahrt
der Aquarius heißt es, seitdem
die Schiffe der zivilen
Seenotrettung gehindert
werden, vor der libyschen
Küste humanitäre Hilfe zu
leisten, „sind im Mittelmeer
mindestens 717 Menschen
ertrunken.“ (WELT 2.8.2018)**

„Den Leuten hier auf den Schiffen ist das nicht egal – sonst wären sie nicht hier.“ Beckmann sitzt am Abend vor der Aktion auf dem Deck der Lifeline, ihre blonden Rastas zusammengeknotet, Kaffee in der einen, Kippe in der anderen Hand, hinter ihr die Kulisse von Maltas Hauptstadt Valletta, mit der Stadtmauer, die man von Postkarten kennt. Die Sonne geht unter, eine Brise bringt Kühle vom Mittelmeer. Seit dem 1. Juli wohnt sie auf dem Schiff, ursprünglich kam sie als Schlauchboot-Kommunikatorin für die siebte Rettungsmission. Mit ihren Sprachkenntnissen in Französisch, Swahili und Arabisch kann sie beim Erstkontakt die wichtigsten Informationen weitergeben.

Jetzt, wo die Schiffe nur im Hafen dümpeln, übernimmt sie eine andere Aufgabe: Vernetzung und bessere Kommunikation nach außen. Das bedeutet Treffen mit Vertretungen der NGOs und maltesischen Initiativen, politische Aktionen an Land, Statements nach Europa. „Die Menschen müssen verstehen, was in der Welt passiert. Das wird von allen Seiten verhindert“, sie zieht an ihrer Zigarette. Malta hat der Sea-Watch inzwischen auch verboten, ihr Aufklärungsflugzeug „Moonbird“ einzusetzen. Für Beckmann ist die Sache eindeutig: „Die wollen nicht, dass wir das Sterben dokumentieren. Am besten kriegt es niemand mit.“ Als ein Passagierschiff an der Lifeline vorbeifährt, lächelt sie, hebt den Arm und winkt. „Wir sind jetzt ein Teil der Hafenumrundung.“ Kurz danach dümpelt das Boot in der Dünung, sie schließt die Augen. „Oh, ich vermisste Schiffsbewegungen.“

Im April war sie auf ihrer ersten Mission – damals noch mit der Sea-Eye. „Da merkten wir schon, dass sich der politische Wind gedreht hatte.“ Als das Schiff beim MRCC, der Seenotrettungsleitstelle, nach Flüchtlingen auf See fragte, wurde es abgewiesen. Keine da, hieß es. Kurze Zeit später wurde klar, dass das nicht stimmte. Inzwischen war jedoch die libysche Küstenwache eingetroffen, um die Flüchtlinge zurück nach Libyen zu bringen. Einem Land, das für Folter, Vergewaltigungen, Menschenhandel bekannt ist. Kritiker sagen: Nicht nur UN-Länder würden damit gegen das Genfer Flüchtlingsabkommen verstoßen, auch das Seevölkerrecht schreibt eine Passage an einen „sicheren Ort“ vor. „Ich unterstell dem Ganzen eine Absicht. Die wollen uns nicht da haben. Das war der Moment, in dem ich dachte: Fickt euch!“



Nach Italien kamen im Juli 1 972 Migranten, im Juli 2017 waren es 23 552. Während es also nur noch ein Zehntel der Ankünfte gab, hat sich die offizielle Zahl der Toten auf dieser Route mehr als verdoppelt: 157 im Juli, 68 im Vorjahr. (Watson 2.8.2018)

Am nächsten Tag schippert sie mit der „Hülse“ zur Sea-Watch. Das 50 Meter lange, blau-weiße Schiff liegt direkt neben drei großen Yachten. Nur die Sea-Watch bietet genug Platz, um an dem Banner arbeiten zu können. Beckmann geht zielstrebig durch die grauen Gänge in Richtung „Messe“, dem Ess- und Aufenthaltsraum.

Lena Veller, Köchin der Sea-Watch Crew, und Stefanie Hilt, Medizinerin, spülen Geschirr in der Küche. „Die Plane muss sauber gemacht werden“, sagt sie, „Und weckt Fabi! Der kann doch Schriftzüge.“ Es braucht eine Weile, bis sich ein paar Crewmitglieder an Deck versammelt haben. Beckmann geht das zu langsam, sie ist genervt, dass alles länger dauert, dass aus Minuten manchmal Stunden werden. Die vergangenen Wochen haben Spuren hinterlassen.

„Hier herrscht ein hohes Frustrationspotential“, sagt Beckmann, während sie die LKW-Plane auf dem Kai vor dem Schiff ausbreitet. „Der Schwung vom Anfang zerfällt leider. Jede Crew erreicht irgendwann einen Punkt, an dem die Leute die Schnauze voll haben.“

Hilt hat sich den Druckluftreiniger geschnappt und kommt ihr zur Hilfe. Sie wird bald nach Hause fliegen. Eigentlich verarztet sie Verätzungen von Flüchtlingen, die sie sich durch die Mischung von Salzwasser, Benzin und Fäkalien auf den Schlauchbooten zuziehen, dazu behandelt sie andere Hautkrankheiten, Verstauchungen, Folgen der Mangelernährung. Derzeit muss sie sich nur sporadisch um ihre Teamkollegen kümmern. Nach der letzten Mission ist die Krankenstation auf der Sea-Watch wieder komplett aufgefüllt. Diagnostik-Instrumente wie Stethoskope und Blutdruckmessgeräte lagern neben Wunddesinfektion und Verbänden, Mullbinden, Pflaster, darunter drei blaue Taschen: Kits für Verbrennungen, Geburten und Pädiatrie. „Kinder sind meist in der schlechtesten Verfassung“, erklärt sie. „Sie können lange überleben, aber sobald sie gerettet sind, schaltet sich der Körper einfach ab.“

Hilt unterstützt Beckmann bei der Vernetzungsarbeit. „Es ist schon lachhaft, dass wir so vorsichtig sein müssen, wenn wir deren Arbeit machen.“ Damit meint sie die EU. „Das Problem könnte leicht gelöst werden, wenn es eine gerechte Verteilung der Flüchtlinge in Europa und schnellere Asylverfahren gäbe.“ Sie wischt das Wasser von der Plane ab und bringt sie an Deck.

Seit Anfang 2017 ist die Saarländerin Mitglied des wechselnden Sea-Watch-Teams. Sie musste gleich im ersten Einsatz ein Baby reanimieren. Erfolglos. In Deutschland arbeitet sie als Erlebnispädagogin, studiert hat sie Internationale Not- und Katastrophenhilfe.

Ihr prägendstes Erlebnis war die Begegnung mit einem Boot der libyschen Küstenwache. An deren Seite lag ein Flüchtlingsboot mit 110 Menschen. Das Boot war defekt, die Situation chaotisch. Die Menschen kletterten panisch auf das Deck des grauen Schiffs. Die Männer der Küstenwache reagierten aggressiv, schlugen die Leute und schubsten sie von der Einstiegsleiter ins Meer, die dann im Wasser zappelten. Es war Hilt erste Rettungsaktion. Sie fischte einen jungen Mann auf. „Er war in einem sehr schlechten Zustand.“ Kaum an Bord schrie er nach seiner Frau. Die hatte die libysche Küstenwache an Bord genommen. „Wir sahen, wie die mit Seilen auf die Menschen einschlugen.“



Am Montag sammelte das italienische Handelsschiff Asso-Ventotto mehr als 100 Migranten in internationalen Gewässern ein und brachte sie nach Tripolis. Obwohl alle Häfen in Libyen von der EU als „nicht sicher“ eingestuft werden. Europäischen Schiffen ist es verboten, Menschen dort abzusetzen. (NTV 3.8.2018)



Anstatt Flüchtlinge zu retten, sind die ehrenamtlichen Seentoretter durch die Regierung Maltas zur Untätigkeit gezwungen. Wenigstens mit Protestaktionen wollen sie auf die Situation im Mittelmeer aufmerksam machen.







Die „Lifeline“
sitzt seit Ende
Juni im Hafen von
Malta fest. Der
Grund: Das Schiff
sei angeblich
nicht rechtmäßig
registriert.



CHRIS GRODOTZKI & LEONIE RUHLAND

Ursprünglich ein anderes Recht gewählt, überschlugen sich die Ereignisse im Juli und ich flog spontan nach Malta. Dort traf ich auf offene Aktivist:innen, an dessen Leben ich für eine Woche teilhaben durfte.

Nur mit kleinen Schlauchbooten können sich die Besatzungsmitglieder der Rettungsschiffe im Hafen von Kalkara auf Malta bewegen. Das Warten zehrt an ihren Nerven.

An Deck haben sie die Plane derweil mit Kabelbindern an eine Stange gehängt. In dicken Lettern sprüht Fabian Warnatz sechs Wörter auf die Oberfläche, die Beckmann mit schwarzer Farbe nachzieht. Sea-Eye Crewmitglied Marco Müller, die schwarzen Haare mit einem bunten Stirnband gebändigt, steht vor dem Banner und schaut mit Argusaugen zu, wie ein Beisatz gemalt wird, der dem Wortlaut juristisches Gewicht geben soll: „EU-Charter, Artikel 2.1“. Müller ist Schweizer und hat gerade seine Matura im Fachbereich Gestaltung gemacht: „Mir ist total wichtig, wie das Banner aussieht“, sagt er. „Hier sollen ja Massen erreicht werden. Die meisten sind halt keine Hippies.“

Während die Schrift trocknet, hängt die Crew an Deck herum. Ein paar sitzen in der Messe und spielen an ihren Handys, einer hockt im Technikraum und sortiert Bilder für die sozialen Medien. Nach gut einer Stunde sammeln die Crewmitglieder Rettungsringe und Rettungswesten ein, falten die getrocknete Plane, holen Schiffsmaschinist Jon aus seiner Koje. Jon besitzt eine Drohne. Es soll endlich losgehen. Wieder dauert es einige Minuten, bis, bis sich alle gesammelt haben. Inzwischen ist es Nachmittag.

Knapp fünf Kilometer weiter, an einer Badestelle vorm offenen Meer, treffen die Crews, im Auto oder auf dem Schlauchboot angefahren, an einem Felsvorsprung klares Wasser, Wellen, die gegen Felsen branden. Nur wenige Badegäste liegen hier, direkt daneben befinden sich die Mediterranean Filmstudios. Der Bug eines alten Piratenschiffs ist zu sehen. Die 15 Seenotretter werfen Rettungsringe und Rettungswesten ins Meer und springen ihnen nach. Die Müdigkeit vom Morgen ist kaum noch zu spüren. Alle wuseln über Land und Wasser. Beckmann dirigiert vom Fels aus: Die Plane muss an den Rettungsringen festgespannt werden. Dann springt sie hinterher. Im Hintergrund kreuzen Jet-Skis und Segelboote.

„Es ist so banal“, sagt Beckmann mit leiser Stimme, während sie die Rettungsjacken wieder aus dem Wasser fischt. „Ich wünschte, dass Menschen mal mit eigenen Augen sehen, was passiert. Fahrt mal zwei Wochen nach Griechenland in die Flüchtlingslager und dann sagt nochmal, das ist doch alles okay. Die Leute beschwerten sich über zu viele Ausländer, nur junge Männer, dass es denen doch gar nicht so schlecht gehe, die sich freuen sollten, nicht mehr im Krieg zu sein.“ Sie schüttelt den Kopf. „Man kann das alles super gut von sich schieben und sich hinter Pauschalisierungen verstecken. Aber wenn du jemand kennengelernt hast, der als ältester Sohn der Familie übers Meer geschickt wurde und du seine Geschichte vom Krieg hörst, dann lässt du dich zu solchen Aussagen vielleicht nicht mehr so schnell hinreißen.“

Auf der Rückfahrt mit dem Schlauchboot in den Hafen sieht Warnatz Plastikmüll im Wasser treiben: „Ready to rescue“, ruft er und fischt eine Flasche aus dem Wasser. Sie wollen noch zum „NGO Beach“, einer Plattform am äußersten Hafenrand, von der sie gut ins Wasser springen können. Es ist ein Ort fernab ihrer Schiffe, weit weg von den Diskussionen, der ständigen Erinnerung, dass sie nicht vorankommen, der Lethargie. Beckmann greift sich ein Bier aus der Kühltasche, lehnt sich an eine Säule und schließt die Augen.

Im November will sie zu den Grünhelmen nach Syrien, eine NGO, die beim Aufbau der zerstörten Städte und Dörfer helfen will. „Dann bin ich wieder in so einer krassen Situation.“ Eigentlich wollte sie davor zwei Monate Zeit für sich nehmen. Kraft tanken. So, wie die Situation jetzt aussieht, bezweifle sie, dass sie Malta für immer verlassen wird. „Seenotrettung ist für mich das Ding, an dem sich alles aufhängt: wie wir als EU mit Migration, mit Menschen umgehen. Rassismus, Kapitalismus, Unterdrückung von Frauen, Ausbeutung und Umwelt – all das findet sich hier wieder, all das ist auch unsere Verantwortung.“



Bei der Mittelmeer-Überquerung sind in diesem Jahr bereits mehr als 1 500 Menschen ertrunken – davon 850 im Juni und Juli. Dabei traten im Vergleich zum Vorjahreszeitraum nur noch halb so viele Menschen die Flucht über das Meer an. (Tagesschau, 4.8.2018)

Neeske Beckmann legt den Kopf in Sören Mojes Schoß. Der große Mann mit dem roten Irokesen-Haarschnitt, den jemand über Twitter mal als „Mischung aus ´nem Junky und Wikinger der schlimmsten Art“ bezeichnet hat, streicht ihr mit einem Finger über die Stirn. Bei seinen Missionen kam der Maschinist schnell in Kontakt mit Flüchtlingsbooten – ebenso mit der libyschen Küstenwache. „Wenn du dann in den Lauf einer Kalaschnikow guckst, checkst du ziemlich schnell, was da eigentlich abgeht“, sagt er. Sofort wusste er, dass diese Arbeit sein Leben bestimmen wird. Jetzt stecken sie hier fest. Für die Aktivisten ist die Lage eindeutig: „Es ist hochgradig illegal, was Europa da macht“, sagt Moje. Da gebe es keine zwei Meinungen. „Unsere Politiker entscheiden per Twitter, für wen Menschenrechte gelten und für wen nicht.“ Beckmann nickt: „Die EU finanziert eine libysche Küstenwache, die mit Schleppern zusammenarbeitet. Wieso sonst kommen von dort immer noch Boote?“ Weshalb werde ihnen dasselbe vorgeworfen? „Weiß nicht, vielleicht werfen die ja ´ne Münze: Welchen Anweisungen folgen wir heute? EU oder Schlepper?“ Auch der Vorwurf des „Pull-Faktors“, die NGO würden maßgeblich dazu beitragen, dass mehr Flüchtlinge über das Meer fliehen, sei wissenschaftlich widerlegt. Eine Untersuchung der britischen Oxford-University von 2017 ergab, dass sie im Gegenteil die Zahl der Toten verringerten. „Bullshitfaktor“, murmelt Moje leise.

Er seufzt, zieht seine „No borders Navy“-Kappe weiter ins Gesicht und blickt über die leichten Wellen, die die untergehende Sonne gerade in ein sanftes Orange taucht. „Wusstest du, dass ich ein großer Fan von David Hasselhoff bin?“ Beckmann starrt ihn von unten an.

Hasselhoff sei als Stargast auf einem Kreuzfahrtschiff eingeladen worden, da habe er ihm eine Mail geschrieben, ob er wisse, was im Mittelmeer los sei. „Er hat nie geantwortet.“ Beckmann muss lachen. Dann wird sie wieder still. Sie ist bedrückt. Auch Moje verlässt bald die Insel. Es sind ihre wichtigsten Kontakte, die zurück nach Deutschland fliegen. Leute, die schon länger da sind als sie, mit denen viel Erfahrung vor Ort verloren geht.

Spät am Abend sitzt Beckmann auf der Dachterrasse des Sea-Watch-Camps, ein altes Haus am Hafen von Kalkara. Hier hat sie Ruhe und funktionierendes Internet, kann arbeiten. Sie schaut sich das Video vom Tag an. Darauf ist das Banner im dunklen Wasser zu sehen: „Everyone has the right to Life.“ Jeder hat das Recht auf Leben. Erst ganz nah, dann zieht sich der Fokus immer weiter raus, bis die Menschen und Rettungsringe drum herum nur noch wie kleine Ameisen im Wasser zappeln. Es ist gut geworden. Morgen wird es auf allen NGO-Kanälen laufen.

Auf Kriegsfuß mit den eigenen Beinen



Ein Priester will an den Beinen gelähmt sein. Sie gehören nicht zu ihm, sagt er. Darf er das?



In Lübeck fand
Stefan Muth eine
Heimat, in der
er mit seiner
Krankheit noch
einmal von vorne
anfangen konnte.



Als ein Freund
Muth stehend sah,
erschrak er über
dessen Größe. Muth
ist 190 cm groß.

Stefan Muth führte ein Doppelleben. Das eine auf Beinen, das andere auf Rädern. Nachts lag er oft wach, rätselte, wo genau seine Beine lagen, die er nicht spürte. „Einfach amputieren“, dachte er dann und träumte von Beinschienen, Schuhen und Krücken. Es war eine Sehnsucht, ein Zwang, eine Krankheit. Hinter verschlossenen Türen und zugezogenen Vorhängen lebte er im Rollstuhl. Es widerte ihn an. Es tat ihm gut. Bis er das Versteckspiel nicht mehr aushielt. Er musste sich entscheiden.

Muth, Katholik und Hilfspriester, 65 Jahre alt, wartet vor der Herz-Jesu-Kirche in Lübeck. Er spielt mit den Speichen seines Rollstuhls, reibt die Bügelfalte seiner Hose zwischen den Fingern. Ein Ehepaar steigt die Treppen zu ihm hinauf. Händeschütteln. Lautes Lachen. Er wird mit ‚Pfarrer Muth‘ begrüßt, obwohl er als Hilfspriester dem Pfarrer untersteht.

Nach und nach trudelt ein Dutzend seiner Schäfchen ein, umringt ihn, schweigt, bis er das Wort ergreift. Zweimal im Monat treffen sie sich zum Glaubenskurs. „Sollen wir rein gehen?“, fragt er und lächelt, wobei sich seine Mundwinkel nach unten ziehen. Ein unsicheres Lachen, wie von jemandem, der es erst wieder lernen muss.

„Ich war ein Getriebener“, sagt er. Jahrelang kam es ihm vor, als wäre er in einem Gang gefangen. Wie eine Pantomime tastete er unsichtbare Wände ab, suchte nach versteckten Türen, hinter denen sich die Lösung verbarg, die ihn von seiner Sehnsucht befreien würde. In seiner Vorstellung boten sich aber nur Auswege wie Selbstmord, Amputation und Doppelleben an. Anfangs keine Optionen für ihn. Wie hätte er sie vor Gott rechtfertigen können, wie vor der Gesellschaft? Und wie vor sich selbst?

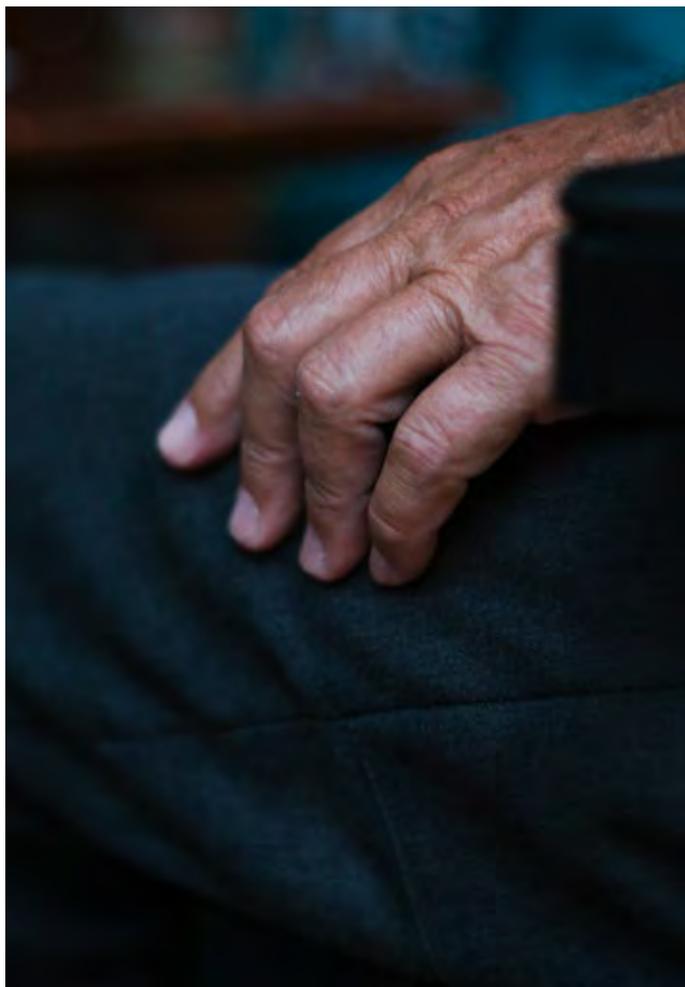
Für Muth fühlen sich seine Beine an wie Fremdkörper. Er will sie ruhigstellen, gelähmt sein oder sich beide Gliedmaßen amputieren lassen. Inzwischen weiß er, dass er unter einer Krankheit leidet, bekannt als Körper-Integrität-Identität-Störung, kurz BIID. Vor vier Jahren entschied er sich deshalb, Beinschienen zu tragen, sogenannte Orthesen, um seinen Amputationswunsch zu unterdrücken. Wie ein Korsett schnürten sie seine Beine ein, entlasten die Muskeln, die sich dadurch immer weiter abbauen. Laufen kann er inzwischen kaum noch. Ist er mit seiner Wahl, im Rollstuhl zu leben, glücklich?

Gefolgt von zwölf Gläubigen fährt er in die Kirche. Sie halten ihm die Tür auf, lösen den Türstopper für ihn, verstummen, als er seinen Zeigefinger ins Weihwasser taucht. Während er neben den Kirchenbänken parkt, reihen sie sich ums Becken auf.

In den Händen hält er die Bibel. „Jeder kann einen Satz vorlesen“, sagt er. Bibel teilen, nennt er das. Steif stehen die Gläubigen vor ihm, den Blick gesenkt, die Hände gefaltet. Eine Freundin von Muth nimmt seit fünf Jahren am Glaubenskurs teil. Selbst als sie ihrem Mann nach Brüssel gefolgt ist, pendelte sie zweimal im Monat mit dem Zug nach Lübeck, vier Jahre lang, mehr als acht Stunden pro Fahrt. Als ihr Mann in Rente ging, zog sie mit ihm nach Lübeck zurück. Sie sagt: „Ich erkenne in Stefan eine seelische Kraft, die ich auch im menschlichen Jesus sehe. Er hat sein Leid bis zum Ende getragen.“

Ausgelöst wurde Muths Sehnsucht, als er vier Jahre alt war – durch eine Frau. Er kann sich genau erinnern: Sie arbeitete im Zeitschriftenladen gegenüber. Graue, glatte Haare. Sie trug Röcke. Die Orthese ragte gut sichtbar darunter hervor. Fast alle Betroffenen erzählen von einem Schlüsselerlebnis in der Kindheit, bei dem sie eine Person mit Behinderung sahen.

Muth war gebannt von dieser Frau, von ihren Bewegungen, von den Krücken. Er wurde ihr heimlicher Bewunderer. In seinem Zim-



Die Beinschienen sind Teil seines Körpers geworden.



Schon als Jugendlicher spürte Muth seine Beine nicht richtig. Es war als wären sie zu lang für seinen Körper.



Ein ehrenamtlicher Helfer zupft Muth den Kragen seines Messgewands zurecht.

mer wartete er auf sie. Morgens wartete er darauf, dass sie Zeitungen einsortierte. Abends wartete er darauf, dass sie Zeitungen wegräumte. Zwischendurch grübelte er. Warum trägt sie so etwas? Wie fühlt sich das an? Wie kann sie damit laufen? Später fragte er sich: Könnte ich das auch?

Er verlor sich in Tagträume, in der Schule schrieb er Vierer, Fünfer und Sechser. Seine Eltern schickten ihn auf ein katholisches Internat in der Hoffnung, dass er dort das Abitur schaffen würde. Doch anstatt zu lernen, sperrte er sich ins Musikzimmer ein, zog den Vorhang zu, so dass nur die Pfiffe und Schreie vom Fußballplatz in seine Welt drangen. Er setzte sich so, dass niemand ihn durch das Schlüsselloch beobachten konnte.

Dann schraubte er Notenständer auseinander, klappte die Füße zusammen, legte die Metallstangen an Ober- und Unterschenkel, zurrte alles mit Gürteln fest. Es waren seine ersten Orthesen. Metallschrauben bohrten sich in seine Haut. Sein Herz raste, wenn er Schritte hörte. Wenn jemand an der Türklinke rüttelte, erstarrte er.

Es tat so gut.

Er verstand nicht warum. Er schämte sich. Er baute die Notenständer jedes Mal wieder zusammen. ‚Pretending‘ nennen Forscher das Vortäuschen einer Behinderung.

Mit 24 holte er sein Abitur nach und studierte katholische Theologie, um Antworten auf seine Fragen zu finden: Wer ist Gott? Wie kann er zulassen, dass ich unter meinem Körper leide? Erst 40 Jahre später findet er auf Umwegen eine Antwort.

In Marktheidenfeld übernahm Muth eine eigene Pfarrei, stürzte sich in seinen Beruf, um seine Sehnsucht wegzudrücken. Er wollte es jedem Recht machen, doch bei vielen eckte er an. Es wurde getuschelt: Der Pfarrer spricht nur Verbote aus. Ein harter Knochen. Beim Vorgänger war das anders.

Muth schluckte seine Wut hinunter, versuchte auch sie in seiner 80-Stunden-Woche zu ertränken. Er schwitzte viel in dieser Zeit. Heute sagt er: „Ich wollte der perfekte Pfarrer sein“. Für Freunde und Familie blieb keine Zeit. „Mit wem hätte ich auch über mein Problem sprechen können? Ich wollte keinen belasten.“ Es gab niemanden, der ihm einen Rettungsring zuwerfen konnte.

Acht Jahre lang schien es, als würde sein Plan aufgehen. Die selbstgebastelten Orthesen lagen im Schrank. Nur selten übermannte ihn die Sehnsucht.

Bis er zerbrach. Der Arzt schrieb ihn dienstunfähig. Diagnose: Burn-Out.

Inzwischen ist er ein anderer Mensch, sagen seine Brüder – herzlicher, gelöster, weniger dogmatisch. Mit den Teilnehmern des Glaubenskurses geht er anschließend im Biergarten essen, unterhält sich, schäkert. Ein Freund erzählt: „Als ich von Stefans Krankheit erfuhr, war ich sprachlos. Er strahlt so viel Lebensfreude aus.“ Trotzdem fragt er sich: Muss das sein? Wie wird das im Alter? Könnte er nicht wenigstens ab und zu laufen?

Als er um die Ecke zu seiner behindertengerechten Wohnung biegt, stockt Muth. Im Licht der Straßenlaternen erkennt er einen parkenden Mini vor dem Durchgang seiner Tür. Mit seinem Rollstuhl ist er zu breit für den Spalt, der für Fußgänger groß genug wäre. Ratlos blickt er sich um. Nur das Lachen einer Gruppe Jugendlicher dringt über die Straße. Wütend ruft er die Polizei, wartet. Flip-Flops floppen auf Asphalt. Eine Stimme ruft, während sie näher kommt: „Was machen Sie denn da?“ Muth schnautz die Frau an: „Jetzt verschwinden Sie schon.“ Er ärgert sich, dass viele gedankenlos parken, ohne an Menschen mit Behinderung zu denken.

Hätte er die Wahl gehabt, Muth hätte sich die Sehnsucht, nicht die Beine weggewünscht. Nicht alle Betroffenen würden sich so entscheiden. Doch Muth weiß: Er musste vieles aufgeben. Die Krankensalbung kann er nicht mehr durchführen, weil er keine Treppen mehr steigen kann. Er musste seine Stellung als Pfarrer aufgeben. Seine Sehnsucht zwang ihn dazu.

Nach seinem Burn-Out zog er nach Sommerkahl in Hessen, kaufte sich bei E-Bay Beinschienen, gab sich seinem Verlangen hin – und wurde süchtig. Er zögerte die Sekunden hinaus bis er die Orthesen ablegen musste. Nachts versuchte er sie beim Schlafen zu tragen – sie scheuerten.

Seinen Urlaub verbrachte er im Rollstuhl, am Wochenende steuerte er Parkplätze an, von denen er wusste: Hier halten fast nur LKW. Hier kennt mich niemand. Mehr als ein blöder Blick kann nicht passieren. Trotzdem schaute er in den Rückspiegel, bevor er mit den Beinschienen ausstieg. Werde ich verfolgt? Welche Kennzeichen haben die Autos? Kommen sie aus Sommerkahl?

Wenn er in der Pfarrei alleine arbeitete, probierte er, mit den Orthesen Treppen zu steigen. Jeder Schritt hallte. Wenn es klingelte, war er



Von seiner Wohnung zur Herz Jesu Kirche fährt Muth mit dem Elektrorollstuhl.



Muths Wohnung ist behindertengerecht eingerichtet.



Fünf Minuten braucht Muth pro Beinschiene, um sie anzuziehen. Oben werden sie geschnürt, unten mit Klettband fixiert.

„Ich kann jetzt endlich den Stefan Muth leben, der ich bin – in allen Belangen.“

wieder mucksmäuschenstill, so wie damals im Musikzimmer. Er wurde zum perfekten Schauspieler. Er dachte, er sei schizophren. Er dachte daran, sich umzubringen.

Und suchte weiter nach perfekten Orthesen, bis er im Jahr 2008 auf einen Artikel über den schottischen Arzt Robert Smith stieß. 1997 entfernte dieser einem Engländer den gesunden linken Unterschenkel, zwei Jahre später einem Deutschen ein funktionsfähiges Bein. Als die Ärztekammer durch einen BBC-Report davon erfuhr, verbot sie weitere Amputationen. Wem gehört unser Körper? Gott? Der Gesellschaft? Oder uns?

Das Selbstbestimmungsrecht des Patienten ist gesetzlich garantiert. Keine Therapie ohne Zustimmung des Erkrankten. Gleichzeitig dürfen Ärzte nicht jeden Wunsch ihrer Patienten erfüllen. Mediziner, die ein gesundes Körperteil abnehmen, machen sich womöglich strafbar.

Muth recherchierte weiter und stellte fest, dass es Foren gibt, dass an Universitäten geforscht wird. Es machte Klick. „Ich dachte, ich wäre der Einzige, der so spinnt“, sagt er. Schätzungsweise leiden in Deutschland 200 Menschen an der Krankheit. Manche springen aus dem Fenster, um die gewünschte Behinderung zu erzwingen. Später behaupten sie, es sei ein Unfall gewesen.

In einer Klinik in Frankfurt am Main untersucht ein Neurologe Muths Gehirn. Das MRT-Bild zeigt: Im rechten Parietallappen ist die graue Substanz kleiner als bei Menschen ohne BIID.

Dort sitzt der Homunkulus, der einen Großteil der Wahrnehmungsprozesse und motorischen Leistungen steuert. Man kann ihn sich wie eine Landkarte vorstellen, auf der Beine und Hände verzeichnet sind, nur der Maßstab ist verschoben. Lippen und Hände sind überproportional groß, weil sie öfter bewegt werden als andere Gliedmaßen. In der Region, die Muths Beine steuert, ist ein blinder Fleck. Die Forscher wissen allerdings nicht: Ist er Folge oder Ursache der Krankheit?

Manche Betroffene sehnen sich danach, das rechte Bein amputieren zu lassen, entscheiden sich aber für das Linke, weil sie auf dieses eher verzichten können. Andere fühlen sich von Menschen mit ihrer Wunschbehinderung sexuell erregt. BIID kann daher nicht rein neurologisch erklärt werden. Wissenschaftler vermuten ein Zusammenspiel von sexueller, neurologischer und psychischer Komponente. So nehmen viele Betroffene Menschen mit Behinderung als Helden wahr. Sie sehen deren Leben als Herausforderung, sie bewundern sie, sie wollen genauso sein. Sie wollen genauso sein.

Statt Hilfe in Anspruch zu nehmen, kümmert Muth sich um andere. In seiner Wohnung sitzt er einem Mann mit schwarzen Haaren, Pausbacken und Stoppelbart gegenüber. Es ist einer von drei Flüchtlingen, denen er bei Problemen hilft. „Akram braucht mich“, sagt er.

Seit vier Jahren hilft er dem Anfang 20-Jährigen beim Sprachtraining. Seitdem er in Lübeck wohnt, bringt er Flüchtlingen Deutsch bei, leistet Seelsorge, hört ihnen zu, wenn sie von ihrer Flucht erzählen.





Zur heiligen Kommunion fährt der Sitz nach oben.
Muth kann jetzt über den Altar blicken.

Muth beim Deutschkurs mit einem Flüchtling.
„Ihr lebt im Paradies.“



Vielleicht sei es seine Berufung, anderen zu helfen, die ein ähnliches Leid erfahren haben, sagt der Weihbischof.

Beim Abendessen im Biergarten knipst Muth für seine Freunde das Scheinwerferlicht an seinem Rollstuhl an.



Akram sagte einmal zu ihm: „Ihr lebt im Paradies.“ Den Satz baute Muth in seine Predigt ein.

„Ich hätte gerne Kinder gehabt“, erzählt er. Doch er setzt Beruf und Berufung gleich. Er will nur für die Gläubigen da sein. Trotzdem fragte er sich lange, ob seine Entscheidung, Priester zu werden, richtig war, ob er nicht das Geschenk Gottes verletzt. Im Korintherbrief heißt es über den Körper: „Wer den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben. Denn Gottes Tempel ist heilig, und der seid ihr.“

Im Februar 2010 hielt er die Zweifel nicht mehr aus. Er beschloss, sich dem Weihbischof Ulrich Boom anzuvertrauen. Sie kannten sich seit 31 Jahren, waren im selben Priesterseminar, trotzdem hatte Muth Angst, als er ins Kloster Oberzell zum Weitag fuhr. Wie würde Boom reagieren? Es war das erste Mal, dass er mit jemandem über seine Krankheit sprach. Boom ebnete ihm damals den Weg in sein jetziges Leben. Er riet seinem Glaubensbruder „Nimm dir Urlaub, geh deinen Weg“ und bat den Bischof in Würzburg um ein Gespräch.

Acht Jahre später sitzt Boom, leitender Weihbischof für Seelsorge, in seinem Würzburger Büro. Ein Siebzjähriger mit weißen Stoppelhaaren, randloser Brille und Lachfalten um die Augen, die ihn jünger wirken lassen. „Ich habe BIID anfangs nicht verstanden, aber ich muss jeden Menschen erst einmal ernst nehmen“, sagt er, schaut zur Decke, denkt nach. Darf sich ein Mensch in den Rollstuhl setzen, obwohl seine Beine gesund sind? „Wir müssen die Bibel mit unserem Wissen von heute anders interpretieren.“ Boom spricht langsam, hält oft inne, um zu überlegen.

Als er erklärt, faltet er die Hände über seinem Bauch: „Wir sollen ehrfürchtig mit unserem Körper umgehen. Ich darf mich nicht selbst verletzen. Die Ehrfurcht verwandelt sich aber in eine Furcht, wenn ich Angst vor meinem Körper habe. Und Gott will, dass wir uns im Körper Zuhause fühlen.“ Er hätte Muth sogar bei der Amputation begleitet, wenn er ihm seine Gründe schlüssig erläutert hätte. Vielleicht sei es Muths Berufung, anderen zu helfen, die ähnliches Leid erfahren haben, sagt er.

Für Muth öffnete sich mit diesen Worten, die für ihn wie ein Zauberspruch wirkten, das Tor zur Lösung, nach der er so lange suchte. „Ich hätte die Welt umarmen können. Für mich war das ein neuer Blickwinkel“, erzählt er. Muth entschied sich, in Lübeck neu anzufangen – ohne Selbstbetrug, ohne Doppelleben.

Er gründet den „Verein zur Förderung von Studien über Körperidentitätsstörungen“ mit und wurde zur Anlaufstelle für Menschen mit BIID, ein Beichtstuhl, in dem er nicht nur zuhört, sondern auch rät: ehrlich sein mit sich und mit anderen, mit der Familie sprechen, Tagebuch führen. Was er nicht rät: die Amputation. Nur wenn er alle anderen Möglichkeiten ausprobiert hätte und ihn Selbstmordgedanken in den Tod trieben, würde er versuchen das Abnehmen seiner Beine gesetzlich zu erstreiten. „Und wenn ich verlieren würde, bliebe mir noch die Amputation in Asien.“

Noch kann er ein paar Schritte an Krücken gehen. „Aber ich würde es vermissen, wenn ich nicht mehr aufstehen könnte“, sagt er. Als er am Sonntag zum Gottesdienst fährt, überquert er die Trave. Auf der Brücke hält er an, hebt seine Unterschenkel aus den Fußrasten, klappt sie nach innen um, stemmt sich aus dem Rollstuhl – und steht. Seine Kniesperren rasten mit einem Klacken ein. Er sieht aus wie ein Kind, das gerade laufen lernt. Nur bewegt er sich schwerfälliger. Die Muskeln an seinem Unterarm treten hervor, als er sich aufs Geländer stützt. Er blickt übers Wasser zu den Schiffen. Wellen kräuseln sich, es riecht nach brackigem Meer. Nach ein paar Minuten muss er sich setzen.

Seit er dauerhaft im Rollstuhl sitzt, leidet er unter Muskelschwund. 2012 beantragte er deshalb bei der Krankenkasse neue Orthesen, doch die weigerte sich, diese bereitzustellen. BIID ist im ICD-10, dem Verzeichnis aller medizinischer Diagnosen, nicht aufgelistet. Eine wissenschaftliche Behandlungsmethode gibt es nicht. Es ist, als existiere die Krankheit nicht.

Muth klagte. Zwei Jahre lang dauerte das Verfahren, bis er den Prozess gewann. Nachts lag er wach, grübelte. Es war, als würde in seinem Kopf in Dauerschleife „Atemlos durch die Nacht“ gespielt. Es zermürbte ihn.

Im neuen Diagnoseverzeichnis heißt BIID jetzt Body Integrity Dysphoria – Körper Integrität Dysphorie, kurz BID. Muth empfindet das als Sieg. Ist die Krankheit erst einmal in den Köpfen der Menschen angekommen, könnte das Versteckspiel der Betroffenen ein Ende haben. Sie könnten ohne Angst an Forschungsprojekten teilnehmen, glücklich sein, so wie er, der sein Lachen wieder gefunden hat.

In Lübeck strömt die katholische Gemeinde in die Herz-Jesu-Kirche. Sie kommen wegen Gott und wegen Muth. Mit den ersten Takten der Orgel erheben sich die Gläubigen. Liturgische Klänge mischen sich mit dem Geräusch quietschender Reifen. In seinem Elektrorollstuhl fährt Muth hinter zwei Ministranten in die Kirche ein. Seine schwarzen klobigen Schuhe ragen unter dem Messgewand hervor.

Rattern übertönt die Musik, als er über eine Metallrampe die Stufen hinauf zum Altar fährt. Er faltet die Hände im Schoß. Die Schäfchen aus dem Glaubenskurs haben sich in den ersten Reihen versammelt. Der Mund einer Frau steht offen. Eine andere blickt mit erhobenem Kinn zu ihm auf. Muth predigt:

„Wenn ich mich selbst in Ruhe sehen kann, werde ich auch den angemessenen Abstand gewinnen können, die Koordinaten meines Lebens neu zu bestimmen.“

Heute will Muth nicht mehr zurück. „Ich habe durch meine Krankheit auch gelernt, wie wichtig Ehrlichkeit ist. Ich habe viel erreicht“, sagt er. „Jetzt kann ich den Stefan Muth einfach leben.“

Als der Gottesdienst vorbei ist, fährt er an einer Frau vorbei, die am Straßenrand wartet. Sie kommt näher, beugt sich vor, als würde sie ihm ein Geheimnis erzählen. Sie sagt: „Ich habe für Sie gebetet. Sie werden wieder gehen können.“ Muth blickt irritiert – einen Augenblick, eine Sekunde, im nächsten Moment lacht er und bedankt sich höflich.



LAILA SIEBER & SARAH BIOLY

Nachdem wir zwei Wochen in Lübeck verbracht haben, können wir Muth verstehen. Immer wieder erklärten wir seine Geschichte. Selten haben wir einen Menschen kennengelernt, bei dem wir so sehr das Gefühl hatten, dass er seine Mitte gefunden hat.

Tim allein zuhause

Tim ist 11 und allein. Die Mutter will ihn nicht mehr sehen, bringt ihn in die Psychiatrie. Der Vater nimmt ihn auf, hat aber keine Zeit. Eine Sozialpädagogin soll helfen. Geht das?

Abendstimmung in der Thälmannsiedlung in Eisenach. Hinter einem der Fenster im dritten Stock leben Tim und sein Vater.

Hamid Naimi ist
oft erschöpft. Er
arbeitet zu viel
und verdient zu
wenig. Meist kann
er sich nur am
Wochenende um Tim
kümmern. Dann ge-
hen sie einkaufen.



An einem Augustmorgen um halb zehn schlüpft Tim Naimi aus seinem Bett und tappt ins Wohnzimmer. Ein Elfjähriger kurz vor der Pubertät: Ferrari-Shirt, verstrubbelte Haare, ein wenig pummelig, etwas tapsig. Er rutscht auf den Hocker am Wohnzimmertisch, Sozialpädagogin Inka Sinn sitzt gegenüber: 44, brauner Bob, Brille und lacht so oft, dass sie dabei eine Lücke zwischen den Vorderzähnen entblößt. Tim hat Sommerferien, aber Ränder unter dunklen Augen, die nur den Boden suchen. Dennoch wirkt er nicht wie ein Junge, der noch vor ein paar Monaten in der Psychiatrie lebte. Hamid Naimi, 43, grau meliert, Dreitagebart, hängende Schultern, fragt seinen Sohn:

Was willst du frühstücken? Torte oder Pommes?

Tim zuckt mit den Schultern. Pommes?

Naimi: Ah, nein, wir haben kein Salz da.

Tim: Ich kann welches kaufen?

Naimi fragt: Alleine? Nein.

Inka Sinn will, dass Tim später allein in die Buslinie 5 einsteigt, um zu einer Falknerei zu fahren, mal mit anderen Kindern einen Nachmittag erleben. Busfahren könne Tim doch auch später üben?, sagt sein Vater. Nächstes Mal?

Irgendwann ist immer das erste Mal, sagt Inka Sinn.

11:53 Uhr. Der Bus rollt in der Alexanderstraße an, faucht, Türen springen auf, aber Tim sitzt in dem weißen Dacia seines Vaters, im dem er so gern sitzt, in den er auch im April eingestiegen ist, um bei Burger King zwei Burger einzuschieben und ein großes Eis; der Tag, an dem ihn sein Vater aus der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Mühlhausen geholt hat, 45 Minuten Autofahrt von Eisenach entfernt.

An einem kalten Februarmorgen, drei Monate zuvor, hat ihn seine Mutter Sylvia Naimi dort abgesetzt und den Aufnahmebogen ausgefüllt. Das Feld, in dem die Klinik nach positiven Erinnerungen an ihren Sohn fragt, lässt die 35-Jährige leer. Den Ärzten erzählt sie, dass Tim sie als Kleinkind geschlagen und mit Gegenständen beworfen habe, jetzt als Schulkind sei er nur verträumt, habe sich zurückgezogen. Sie wüsste nicht, was in ihrem Sohn vorgeht, fühle sich machtlos. Tim sitzt daneben, stumm, angespannt. Er röchelt durch die Nase. Die Ärzte sagen, er habe eine akute spastische Bronchitis. Er schnupft immer, antwortet kaum, wenn sie fragen. Warum er hier sei? Er zuckt nur mit den Schultern. Wie es ihm gehe, in seiner Familie? Schulterzucken.

Im Klinikbericht steht:

Seit der Trennung der Eltern im Sommer 2017 verweigert Tim alles, verschließt sich, antwortet einsilbig und kommt Aufforderungen nicht nach. Bei Grenzsetzungen beleidigt er seine Mutter. Sie weiß nicht mehr weiter.

Die Ärzte der Klinik sortieren Tim in die Kategorie F93.8 ein: sonstige emotionale Störungen des Kindesalters. Sie sagen, er leide an einer Identitätsstörung und einer Störung mit Überängstlichkeit. Sie schreiben ihm eine Rechtschreibstörung zu, eine durchschnittliche Intelligenz. In der Klinikschule liest er Texte fließend, betont nur manchmal falsch. Schreibt Zahlen und Buchstaben auch in der vierten Klasse noch verkehrt, kaum lesbar, er übt, Adjektive zu steigern und das kleine Einmaleins. Sylvia Naimi will, dass Tim in einer therapeutischen Wohngruppe für Kinder mit Problemen lebt, die von Psychiatern und Sozialpädagogen



Tim hat eine Aufmerksamkeitsstörung, sagen die Ärzte. In eine Wohngruppe will er nicht. Er will eine richtige Familie.

**„Meine Liebe ist
unterschwellig.
Für mich heißt Liebe,
sich zu kümmern,
aber auch, sich
zurückziehen.“
Hamid Naimi**

**„Das Recht auf Liebe
gibt es nicht.
Auch nicht für Kinder.“
Sylvia Naimi**





Bei einer Freundin der Familie fanden Tim und sein Vater eine vorläufige Bleibe. Cornela Schmalz behandelt Tim wie einen Sohn, erzieht ihn streng, aber liebevoll. Sie glaubt, dass Tim ein Vorbild braucht.



Super-Vater mit Super-Sohn. Beim gemeinsamen Einkaufen spüren sie ihre Beziehung am stärksten.

betreut werden. Im Entlassungsbrief der Klinik steht: Die Mutter positioniert sich klar, dass sie Tims Rückkehr in ihr Haus ausschließt. Aufgrund der Schwierigkeiten kann sie keine positive emotionale Bindung zu ihm aufbauen.

Sie hat mich rausgeworfen, sagt Tim.

Er will in keine Wohngruppe, keine Klinik, er will eine normale Familie. Seine ist zersplittert, seitdem die Mutter erst den Vater hinausgeworfen und es auch mit ihm nicht mehr ausgehalten hat. Seit er auch seine neunjährige Schwester kaum noch sieht, weil sie bei der Mutter lebt. Er will zu seinem Vater. Aber der ist überfordert, hat keine Wohnung, keine Zeit, schläft auf dem Sofa einer Freundin, arbeitet Vollzeit im Schichtdienst. Vater und Sohn brauchen Hilfe.

Heute, ein paar Monate später, klingelt deswegen einmal in der Woche Inka Sinn bei Tim in der Wilhelm-Pieck-Straße im Thälmannviertel. Gepflegter Rasen, Linden und Apfelbäume, neugierige Nachbarn. Wir warten vor der Haustür, eine Frau lehnt sich aus dem Fenster, fragt, wer wir seien? Zu wem wir wollten? Dann surrt der Türöffner und Sinn spurtet in den dritten Stock. In der Drei-Raum-Wohnung stehen noch Umzugskisten in Tims neuem Zimmer. Er will Schnitzel essen mit Pommes. Er isst meistens Schnitzel oder Pizza. Er darf das, sein Vater sagt, er werde schon von allein anfangen, gesund zu essen. Inka Sinn hat Buttergemüse gekauft, schüttet es in einen Topf. Das pappt und Tim klatscht den Pfannen-

wender von einer Topfseite zur anderen. Inka Sinn verschränkt die Arme, schaut ihm über die Schulter. Er rennt in sein Zimmer. „Jetzt kochen wir doch“, ruft sie hinterher. Tim hibbelt, immer sein Handy in der Hand. Sie erklärt, dass das Öl in der Pfanne erst Blasen schlagen muss, bevor das Schnitzel hineinkommt, dass er den Tisch abwischen soll, bevor er isst. Tim juckelt hin und her, zwischen Wohnzimmer, Küche, Kinderzimmer.

Weißt du, wo ein Schwamm ist, fragt sie.

Äh.

Und ein Topflappen?

Ähmm.

Kannst du den Tisch decken?

Seit Wochen wohnt die Familie in ihrer eigenen, neuen Wohnung, aber Tim weiß nicht, wo Geschirr steht oder Besteck liegt. Das Fett in der Pfanne knistert, Tim haut das Schnitzel hinein. Pommesgeruch strömt in die Küche und Tim rennt wieder fort. Inka Sinn schiebt ihre Brille auf die Stirn. Reibt sich die Augen. „Manchmal möchte ich ihn anleinen“, sagt sie.

Tim hat eine Aufmerksamkeitsstörung, kann kaum still sitzen. Kinder mit ADS können sich schwer konzentrieren, sind vergesslich, ungeduldig, emotional instabil. Ärzte haben ihm Medikinet retard 25 mg verschrieben, das die Konzentration erhöhen kann. Häufige Nebenwirkungen: Stimmungsveränderungen oder -schwankungen, depressive Stimmung, Mangel an Gefühlen oder Emotionen.

Im Klinikbericht steht: Sein Notendurchschnitt hat sich von fünf auf drei verbessert. Zu Beginn des Unterrichts ist er meistens gut konzentriert. Aber er ist leicht ablenkbar und braucht immer wieder Impulse und Ermunterungen. Insgesamt braucht Tim viel Aufmerksamkeit und Zuwendung.

Das Medikament hilft, aber Tim leidet an Tics, immer wieder zuckt er mit den Augenlidern. Das belastet ihn. Also nimmt er die Tabletten nicht mehr. Sinn stützt ihren Kopf ab, schaut Tim an und schweigt. Der schweigt zurück, stochert mit der Gabel auf dem Teller, schnurpft seine Pommes, tunkt sie in Ketchup. Ab und zu piekt er in das Schnitzel, das doppelt so groß ist wie seine Hand. Durch die Balkontür strömt Brummen der Automotoren. Ansonsten: Stille. Hamid Naimi arbeitet. „Er soll nicht allein sein, ich leiste ihm nur Gesellschaft. Das Schweigen halte ich aus“, sagt Sinn. „Ich kann für Tim keine Mutter sein, nur Hamid Naimi unterstützen, ein guter Vater zu sein.“

Für Inka Sinn ist Tims Geschichte kein Einzelfall. Die Jugendämter haben im vergangenen Jahr fast 39 000 Kinder und Jugendliche aus den Familien geholt. Weil Eltern überfordert sind. Ihre Kinder vernachlässigen. Misshandeln. Jede Familie kann beim Jugendamt anknöpfen und sagen, dass sie Hilfe braucht. Dann klingelt auch bei Inka Sinn und ihren Kolle-



Eisenach schrumpft seit fast 30 Jahren. Nur Touristen kommen, um von oben einen Blick auf die Stadt zu werfen.

Tim und sein Vater wohnen im Thälmannviertel in Eisenach in drei Zimmern, Küche, Bad, nur ein paar Meter Fußweg von der Mutter entfernt.



ginnen der Caritas in Eisenach das Telefon. Wenn sie den Hörer abnehmen, wissen sie, dass das Jugendamt ihnen wieder eine Familie schickt und ziehen los zu Tim Naimi und Familien, in denen Eltern in Drogen und Alkohol versumpfen, seelisch krank sind. Die meisten Kinder bleiben trotzdem in ihren Familien. Tim ist einer von ihnen.

Der Schlüssel klappert im Schloss der Haustür, 14 Uhr, Hamid Naimi hat Feierabend. Er hat Automechaniker und Werbekaufmann gelernt, jetzt arbeitet er als Zeitarbeiter. Jede Woche eine andere Schicht. Nachts, spät, früh. Vollzeit. Inka Sinn sieht, dass ihn Erziehung und Arbeit überfordern. Ständig ist er müde, schläft zu wenig. Deshalb will sie Naimi zu einer Vater-Kind-Kur schicken und ihn überreden, eine Therapie zu machen. Alle drei Monate schreibt sie auf, wie sich die Familie entwickelt. In einem ihrer Berichte steht: Hamid Naimi fällt es schwer, Tim seinem Alter entsprechend einzubeziehen und ihm Verantwortung zu übertragen. Es fällt ihm schwer, den Überblick zu behalten. Oft versteht der Vater nicht, dass er der Erwachsene sein und bestimmen muss.

Hamid Naimi fragt seinen Sohn: Wie findest du das, wenn wir zur Kur fahren würden? Das wäre gut für uns.

Tim: Nein.

Er verschränkt die Arme hinter dem Rücken. Seine Füße tappeln auf dem Linoleumboden, seine Zehen krampfen. Er röchelt.

Naimi: Wieso nicht? Das wäre doch wie Urlaub für uns?

Tim: Nein.

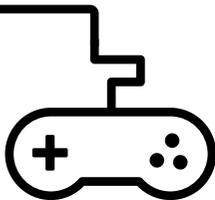
Ein Nein, das so scharf klingt wie eine Vollbremsung. Inka Sinn wendet sich dem Elfjährigen zu. Er blickt zu ihr hoch. Sie sagt mit harter Stimme: Ich muss dir ehrlich sagen, dass du das nicht entscheiden kannst und wirst. Bestimmte Entscheidungen treffen Sie, Herr Naimi, als Vater.

Hamid Naimi setzt an, holt Luft.

Tim grätscht dazwischen: Ist die Pizza fertig?

Sein Vater springt vom Barhocker auf, flitzt in die Küche, dreht den Backofen ab, der Käse ist zerlaufen. Tim fragt: Kann ich gehen? Und schon schnappt die Tür seines Kinderzimmers zu. Wie eine Schlange aus ihrer Haut pellt Tim sich aus der Diskussion. In seinem Klinikbericht steht: Er versucht Situationen zu vermeiden, die nicht nach seinem Willen sind. Im Beisein von Erwachsenen bleibt er verschlossen und angespannt. Nur im Umgang mit Gleichaltrigen verhält er sich zunehmend locker und albern.

Wenn morgens um halb sieben der Wecker klingelt, springt Tim auf und geht die zwei Minuten zur Wartburgschule hinunter, durch das eiserne Tor auf den Schulhof und trifft seinen besten Freund. Der geht in dieselbe Klasse und will Immobilienmakler werden. Also will Tim das auch. Eigene Wünsche hat er nicht. Er mag Mathe, Sport nicht. Früher, als er nach der Schule zu seiner Mutter ging, klingelte er an einem Mehrfamilienhaus in der Rudolf-Breitscheid-Straße, seine Mutter öffnete die Tür, stellte ihm Essen hin. Zehn Jahre lang hat vor allem sie ihn erzogen. Hamid Naimi war nie da, sagt sie. Tim und seine Schwester nannten ihn nur beim Vornamen, nie Papa. Tim sei halt seltsam, erzählt Sylvia Naimi, er sei scheu, schon immer gewesen. „Er war nie glücklich. Ich kenne ihn nicht einmal zufrieden.“ Er aß auf, ging in sein Zimmer. Machte die Tür zu, wollte allein bleiben. Sie redeten nicht miteinander. Nur abends. Tim schlief nicht allein ein, sie kroch zu ihm ins Bett, oft habe sie drei Stunden neben ihm gelegen, bis er eingeschlafen sei. Manchmal machte er ins Bett. Sylvia Naimi merkte, wie sie das alles auslaugte und fuhr ihn in die Kinder- und Jugendpsychiatrie nach Mühlhausen. Jetzt lebt sie friedlich, nur mit ihrer Tochter, die ihr so ähnlich sei, mit der sie gut zusammen allein sein könne. Jetzt habe sie endlich ein normales Familienleben. „Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe“, sagt sie, redet sich ein, dass Tim irgendwann zu ihr zurückfinde. „Nicht, dass er wieder bei mir einziehen soll. Ich meine, wenn irgendwas ist, wenn er ein Problem hat, kann er zu mir kommen.“ Weil er sehen würde, dass sie als Mutter alles richtig gemacht hätte, dass es richtig gewesen wäre, ihn in die Psychiatrie zu geben.



„Es ist unmöglich, Liebe zu erklären. Ich kann das nicht.“ Tim Naimi

Heute baumelt ein oranges Schlüsselband um Tims Hals, er tritt in das Treppenhaus, das immer nach kaltem Stein riecht. Das Haus, das fast in Rufweite von dem seiner Mutter liegt. Er ist allein in der Wohnung, flüchtet mit der Spielkonsole vor den Fernseher und zockt. Eine Frau gibt es in Tims Leben, die über ihn wacht. Wenn Hamid Naimi auf Nachtschicht ist, schaut Cornela Schmalz vorbei, eine Freundin der Familie. Die 56-Jährige steht vor der Haustür, schaut in den dritten Stock des Hauses, in dem Tim und sein Vater seit Kurzem in ihrer eigenen Wohnung leben. Wenn sie abends das Flimmern des Fernsehers sieht, geht sie nach oben, schaltet alles aus, sackt alles ein, was Krach macht, wie sie sagt.

Ein paar Monate zuvor schliefen Tim und sein Vater noch auf dem Sofa in ihrer Wohnung. Jeden Tag habe sie Tim zusammengefaltet. „So klein!“, sagt Cornela Schmalz und presst Daumen und Zeigefinger zusammen. Er habe keine Essmanieren. „Meine Kinder konnten mit drei Jahren Messer und Gabel halten, mit Tim würde ich in keine Gaststätte gehen.“ Nein, sie will keine Mutter für ihn sein. „Ich bin die böse Tante.“ Sie zwinkert. Aber sie behandelt ihn wie ihr eigenes Kind. Sie hat drei eigene großgezogen, aber das einzige Foto, das in ihrem Wohnzimmer steht, zeigt Tim.

Sie sagt zu ihm: Deck den Tisch. Und füll den Kuchen auf die Teller. Schenk die Brause ein.

Tim gehorcht. Ich frage Cornela Schmalz, ob Tim in einem liebevollen Zuhause aufwächst? Sie plustert die Backen auf, pustet aus. „Schwierig.“ Sie sagt, Tim brauche Vorbilder.

Jedes Wochenende gehen Vater und Sohn zusammen Schaufensterbummeln, schlendern drei, vier Stunden lang durch Läden, schauen sich Spiele an, die sie meist doch nicht kaufen. Auch an einem Donnerstagnachmittag Anfang August schlurfen sie die Straße entlang zum Einkaufszentrum. Tim schnauft, watschelt hinter seinem Vater her, 1,55 Meter groß, 52 Kilo schwer, Bauchtasche um die Hüfte geschnallt, Kopfhörer über die Ohren gestülpt, aus denen Popmusik dudelt. Sein Kopf hängt an den Wirbeln seines Skelettes wie die Blätter einer Pflanze, die du zu lange nicht gegossen hast. Er schaut nicht von seinem Handy auf, er steuert in dem Spiel ein Würstchen. Wie unter einer Limbostange weicht es Sensen, Möwenschnäbel oder Beinen aus, die alle das Würstchen piesacken wollen. Er hört kaum das Auto, das sich hinter ihm vorbeischieben will, schottet sich ab von einer Welt, in der ihn die meisten Erwachsenen enttäuschen. Hamid Naimi stapft voran, er redet. Seit zwei Stunden. Er will ein guter Vater sein, ein Vorbild für Tim. Er kennt keine anderen alleinerziehenden Väter, weiß nicht, welche Rolle er für Tim einnehmen soll: Vater, Opa, Mutter oder Freund? Er sagt, dass er immer dachte, als Mann müsse er stark sein, das Geld ranschaffen, sich aus der Erziehung raushalten. Das hat er von seinem Vater, der Anfang der siebziger Jahre aus dem Iran nach Deutschland einwanderte. „Ich habe immer subtil im Hintergrund gewirkt. Ein Kind wird immer erzogen, auch ohne Verbote oder Anweisungen. Wenn ich streng bin, verschließt sich mein Sohn im schlimmsten Fall. Wer öffnet dann den Tresor für mich?“

Naimi sagt zu Tim: Findest du nicht auch, dass du Strenge nicht magst?

Tim zuckt mit den Schultern: Hmja.

Hamid: Und wenn ich streng zu dir bin, dass du dich abschottest?

Tim: Ja, klar.

Tim spricht zäh, als ob ein Kaubonbon seine Zähne verklebt. Immer mit einem Schnaufer wie eine Dampflok. Er ist elf und taumelt. So, als ob du

Tims Hobby: Zocken.
Sein Vater schaut zu.





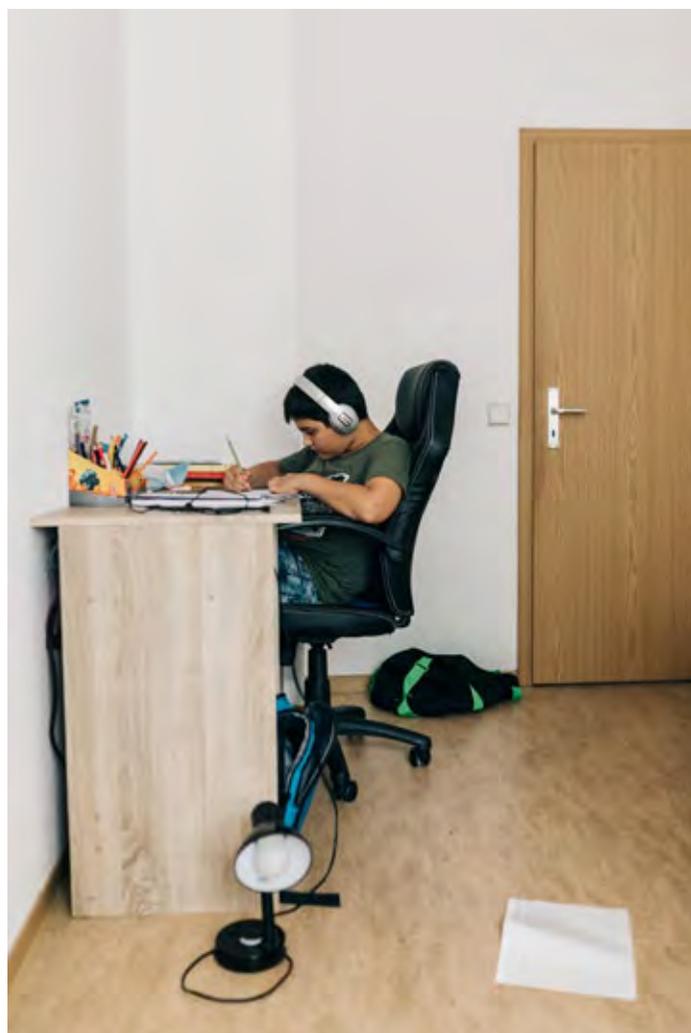
Hamid Naimi schläft in einem Kinderbett, ein Nachbau des Ferrari F40. Als Zeitarbeiter kann er sich den echten nicht leisten, aber auf sein Bett ist er stolz.



Cornela Schmalz kann keine Mutter für Tim sein. Sie hilft ihm, den Ranzen zu packen oder den Busfahrplan zu lesen.



In seinem Alltag ist er auf sich selbst gestellt. Tim vor dem Hauseingang Sozialarbeiterin Inka Sinn (oben) und an seinem Schreibtisch (unten).



im Dunkeln eine Treppe hinaufsteigst und nicht weißt, wie viele Stufen kommen. Niemand leuchtet deinen Weg und du trittst für einen Moment ins Leere.

Er braucht jemanden, der Licht anknipst. Ihm fehlen Großeltern. Ein Opa lebt in Bad Kissingen, er mag ihn, sieht ihn aber nur ein paar Mal im Jahr. Manchmal begegnet Tim in Eisenach seinen anderen Großeltern. Auf der Straße oder beim Einkaufen im Supermarkt. Dann steht er zwischen den Regalen und sieht seine Oma im anderen Gang, die ihn nicht grüßt und an ihm vorbeigeht. Keinen Blick wirft sie ihm zu. Sylvia Naimi sagt: „Meine Eltern sind Rassisten.“

Wind fegt braune Blätter über die Straße und schiebt graue Wolken vor die Sonne. Seit Wochen fällt das Thermometer kaum unter 30 Grad. Alle ächzen und schwitzen. Tim tritt in den Takko. Er quirlt durch den Laden, rattert die Kleiderstangen entlang, schnappt sich einen Anzug, wirft die Jacke über. Dreht sich vor seinem Vater wie vor einem Spiegel. Seine Wangen glühen. Naimi wühlt schon in der nächsten Stange, schiebt ein Shirt nach dem anderen weg. Bügel schaben auf Metall. Naimi schreit auf, zieht zwei Shirts heraus. Vater und Sohn streifen die Shirts über, Naimi streckt die Brust heraus, setzt die Arme an die Hüften. Neben ihm kniet Tim im Ausfallschritt, er richtet sich auf, hockt sich hin, stützt den Kopf auf seinen Händen ab. Bewegt sich wie ein Hamster im Rädchen. Auf der Brust von Vater und Sohn prangt ein S, rotglitzernd auf gelbem Grund, eingerahmt in der Form eines Diamanten. Einen Atemzug lang fühlen sie sich wie Helden, groß, bis die Luft von der Brust in den Bauch sinkt, bis sie merken, dass sie nur vor einem Spiegel im Takko stehen. Der wirft das Bild einer kleinen Familie zurück, ein 43-jähriger alleinerziehender Vater mit seinem elfjährigen Sohn in Superman-Shirts, die sich schein glücklich kaufen. Die über ihre Ängste, zu versagen, Liebe für einen Kaufrausch eintauschen. Sie ziehen diesen Mantel aus Konsum über wie ein Comic-Held sein Cape, das ihm Superkräfte verleiht. Das ist ihre Stärke, daraus flechten sie ihre Beziehung zu einem Seil, das robuster wird. Vielleicht ist es eine falsche Liebe, aber es ist ihre Liebe.

Superman ist mein Held, sagt Naimi.

Ich kaufe das Shirt auf jeden Fall, sagt er. Oder?

Er blickt seinen Sohn an. Wie so oft unsicher.

Du trägst es doch auch? Oder?

Tim nickt heftig.

Einen Atemzug lang scheint Tim glücklich. Er grinst, schiebt seine Backen hoch und reißt die Augen auf, als ob er aus einem bleiernen Schlaf aufschreckt. Er schwärmt wieder in den Takko aus, spürt noch einen Kapuzenpulli auf. Flitzt durch den Laden, hin zur Kasse. Er hibbelt, solange, bis der Scanner an der Kasse fiepst, die Kasse aufspringt und die zwei Shirts und der Pullover in einem gelben Beutel verschwinden, die Tim an sich reißt.

Mein Kryptonite ist die Einsamkeit, sagt Hamid Naimi.

Ich bin gern allein, sagt Tim. Ich glaube du auch.

Du weißt es nur noch nicht.

Er tritt hinaus in den Regen, der Zauber verfliegt. Tim streift den Mantel ab, ist wieder der Elfjährige, dessen Vater kaum Zeit für ihn hat und die Sehnsucht nach Liebe mit Konsum stillt. Dessen Großeltern ihn verstoßen. Dessen Mutter nicht weiß, ob sie ihn liebt. Die sagt, dass es kein Recht auf Liebe gibt. Auch nicht für Kinder. Ein Elfjähriger, der sagt: Eigentlich will ich meine Mutter nicht mehr sehen. Eigentlich.



Tim bräuchte Anregung und Zuwendung. Aber meist ist er allein.



KATHARINA ELSNER & RAFAEL HEYGSTER

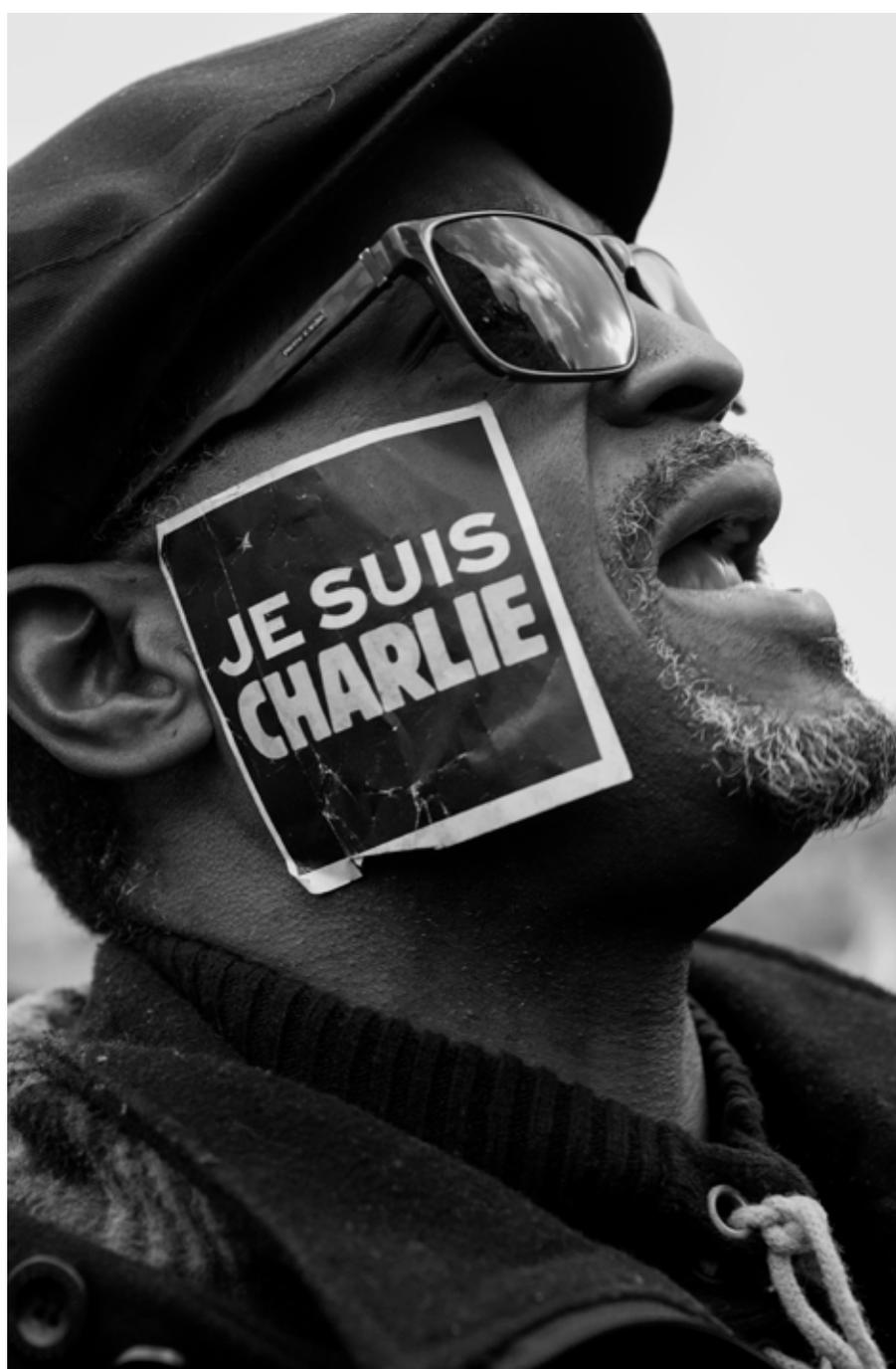
Um abzuschalten wanderten Fotograf Rafael Heygster und Katharina Elsner am Abend oft in die Drachenschlucht oder stiegen hinauf auf das Burschenschaftsdenkmal.



ZEITENSPIEGEL -
REPORTAGESCHULE
REUTLINGEN

MENSCHEN. RECHTE

70 JAHRE MENSCHENRECHTE



1948

2018

70 JAHRE ERKLÄRUNG DER MENSCHENRECHTE

Mit der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ verabschiedeten die Vereinten Nationen am 10. Dezember 1948 eine Resolution, die als Absichtserklärung für alle Staaten der Welt gelten sollte. In 30 Artikeln sind elementare Grundrechte formuliert, vom Verbot der Folter und der Diskriminierung bis zum Recht auf ein faires Gerichtsverfahren, auf Meinungsfreiheit oder dem Recht auf Erholung und Freizeit. Der Katalog dieser Rechte wurde im Laufe der Zeit um Aspekte wie soziale Sicherheit, Bildung oder Rechte auf saubere Umwelt erweitert.

Trotz ihrer „universellen“ Gültigkeit werden Menschenrechte in vielen Ländern verletzt. Selbst westliche Industrienationen bieten keinen absoluten Schutz vor Übergriffen. Medien und Nicht-Regierungsorganisationen wie „amnesty international“ oder „Human Right Watch“ versuchen über die Öffentlichkeit, schwerwiegende Verletzungen publik zu machen und Druck auszuüben, um sie abzustellen. In diesem Zusammenhang kommt den Bildern eine besondere Rolle zu. Sie rütteln auf, machen betroffen, weil sie nicht das abstrakte Recht, sondern die spür- und sichtbare Folgen seiner Missachtung zeigen.

Fotografen der weltweit renommierten Agentur MAGNUM Photos haben über Jahrzehnte und über Kontinente hinweg immer wieder die Folgen von Menschenrechtsverletzungen dokumentiert. Eine Auswahl dieser Bilder sind in diesem Booklet und in der Ausstellung „Menschen.Rechte“ zu sehen. MAGNUM Photos und die Zeitspiegel-Reportageschule in Reutlingen kooperieren seit mehreren Jahren und publizierten gemeinsam Bücher und Wanderausstellungen wie „Wunden der Welt“ (2011) oder „Odysee Europa“ (2014).

ART. Nº 1

Alle Menschen
sind frei und
gleich an Würde
und Rechten
geboren.

Sie sind mit
Vernunft und
Gewissen begabt
und sollen
einander im
Geiste der
Brüderlichkeit
begegnen.



LARRY TOWELL

Ann und Naomi TOWELL liegen gemeinsam auf dem Bett. Ann ist mit Noah schwanger. Noah wurde etwa einen Monat später geboren. Lambton County, Ontario. KANADA. 1989.



CHRISTOPHER ANDERSON

Afghanische Flüchtlinge in einem
Flüchtlingslager nahe Peshawar.
Großvater und Enkelsohn.
PAKISTAN. 2001.



ART. Nº 2

Jeder hat Anspruch auf die in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten ohne irgendeinen Unterschied, etwa nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem Stand.

Des Weiteren darf kein Unterschied gemacht werden auf Grund der politischen, rechtlichen oder internationalen Stellung des Landes oder Gebiets, dem eine Person angehört, gleichgültig ob dieses unabhängig ist, unter Treuhandschaft steht, keine Selbstregierung besitzt oder sonst in seiner Souveränität eingeschränkt ist.

IAN BERRY

Weißes Kind mit schwarzer
Kinderfrau bei einer Versammlung
der National Party. Orange Free State.
Harrismith. SÜDAFRIKA. 1994.



ELLIOTT ERWITT

Nordkarolina.
USA. 1950.



BRUCE DAVIDSON

Central Park.
New York City.
USA. 1992.

ART. Nº 3

Jeder hat
das Recht
auf Leben,
Freiheit und
Sicherheit
der Person.



LEONARD FREED

Jugendliche im Park.
West-Berlin.
WEST-DEUTSCHLAND. 1965.

ART. Nº 4

Niemand darf
in Sklaverei
oder Leib-
eigenschaft
gehalten
werden;
Sklaverei und
Sklavenhandel
sind in allen
ihren Formen
verboten.



STUART FRANKLIN

Der Sklave Issou Agali und seine zwei
Söhne Abou Bakar (8) und Ibrahim (10) bringen
Viehdung, um die Felder ihres „Herren“
zu düngen. Zangitchiga. NIGER. 2005.



STUART FRANKLIN

Josef (Yaffr) wurde im Südsudan aufgegriffen und versklavt. Er wurde gekreuzigt und an einen Baum genagelt - weil er ein Kamel verloren hatte. Aweil. SUDAN. 2007.



PAOLO PELLEGRIN

Ein Akku in einem ISIS-Gefängnis,
mit dem Gefangene durch Stromschläge
gefoltert oder getötet wurden.
Fallujah. IRAK. 2016.

ART. Nº 5

Niemand darf der Folter oder grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung oder Strafe unterworfen werden.



STUART FRANKLIN

Folterraum im „Ein Zara“
Gefängnis.
Tripolis. LIBYEN. 2011.



IAN BERRY

Weißer Kinder benutzen ein Poster
mit dem Bild eines schwarzen Babys
als Zielscheibe. Cape Province.
Oudtshoorn. SÜDAFRIKA. 2003.

ART. No 7

Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich und haben ohne Unterschied Anspruch auf gleichen Schutz durch das Gesetz.

Alle haben Anspruch auf gleichen Schutz gegen jede Diskriminierung, die gegen diese Erklärung verstößt, und gegen jede Aufhetzung zu einer derartigen Diskriminierung.



PETER MARLOW

Rassistischer Schriftzug an der Wand eines traditionellen englischen Seebades.
Margate. ENGLAND. 2002.

ART. Nº 8

Jeder hat Anspruch auf einen wirksamen Rechtsbehelf bei den zuständigen innerstaatlichen Gerichten gegen Handlungen, durch die seine ihm nach der Verfassung oder nach dem Gesetz zustehenden Grundrechte verletzt werden.



PAOLO PELLEGRIN

Ein Junge, der unter Verdacht steht,
für ISIS Aufklärungsarbeit zu leisten,
wird vom irakischen Militär aufgegriffen.
Mosul. IRAK. 2016.



THOMAS DWORZAK

Patrouillierende US-Truppen führen eine Razzia in der zerbombten Fernsehstation durch, wo sie jugendliche Plünderer festnehmen. Bagdad. IRAK. Juli 2003.

ART. Nº 11

1.
Jeder, der wegen einer strafbaren Handlung beschuldigt wird, hat das Recht, als unschuldig zu gelten, solange seine Schuld nicht in einem öffentlichen Verfahren, in dem er alle für seine Verteidigung notwendigen Garantien gehabt hat, gemäß dem Gesetz nachgewiesen ist.

2.
Niemand darf wegen einer Handlung oder Unterlassung verurteilt werden, die zur Zeit ihrer Begehung nach innerstaatlichem oder internationalem Recht nicht strafbar war. Ebenso darf keine schwerere Strafe als die zum Zeitpunkt der Begehung der strafbaren Handlung angedrohte Strafe verhängt werden.



ABBAS

Ein christlicher Sudanese wird von einem Scharia-Gericht (islamisches Gesetz) verurteilt. Er wird beschuldigt, Alkohol getrunken zu haben. Zur Strafe erhält er 20 Peitschenhiebe, anstelle der üblichen 40, weil Alkohol im christlichen Glauben nicht verboten ist. Khartoum, Sudan, 1993.



ELLIOTT ERWITT

Der Rosenberg Prozess. Die Amerikaner Julius und Ethel Rosenberg wurden wegen sowjetischer Spionage verurteilt und am 19. Juni 1953 hingerichtet. New York, USA, 1953.



MOISES SAMAN

Ein junger, syrischer Flüchtling steht hinter Stacheldraht an einem kleinen See neben einer Quelle, die die Zeltsiedlung Al-Jarrah im Bekaa Tal mit Trinkwasser versorgt. Bar-elias, Bekaa Tal. LIBANON. 13. Juni 2013.

ART. № 13

1.
Jeder hat das
Recht, sich
innerhalb
eines Staates
frei zu
bewegen und
seinen Aufent-
haltsort frei
zu wählen.

2.
Jeder hat das
Recht, jedes
Land, ein-
schließlich
seines eigenen,
zu verlassen
und in sein
Land zurück-
zukehren.



RAGHU RAI

Church Gate ist Mumbais belebtes-
ter Bahnhof, jeden Morgen gelan-
gen tausende Pendler über ihn in
die Stadt. Mumbai. INDIEN. 2004.



DENNIS STOCK

Immigranten bei Ankunft
im New Yorker Hafen.
New York. USA. 1951.

ART. N° 14

1.

Jeder hat das Recht, in anderen Ländern vor Verfolgung Asyl zu suchen und zu genießen.

2.

Dieses Recht kann nicht in Anspruch genommen werden im Falle einer Strafverfolgung, die tatsächlich auf Grund von Verbrechen nicht-politischer Art oder auf Grund von Handlungen erfolgt, die gegen die Ziele und Grundsätze der Vereinten Nationen verstoßen.



JÉRÔME SESSINI

Ein dreizehnjähriger, ägyptischer Migrant, der alleine nach Europa gereist ist. Dschungel von Calais. Calais. FRANKREICH. 7. Dezember 2015.

ART. № 16

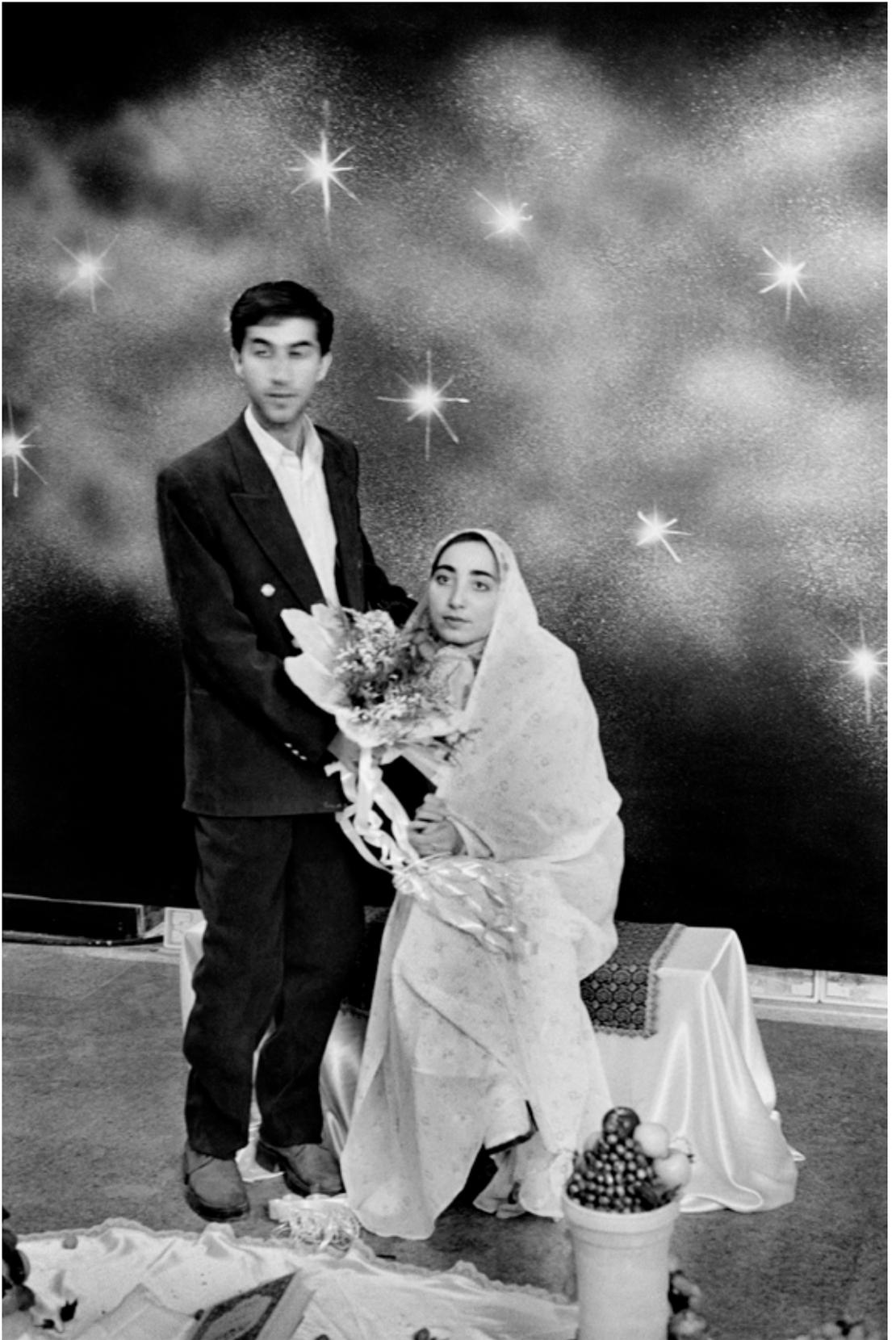


1.
Heiratsfähige Frauen und Männer haben ohne Beschränkung auf Grund der Rasse, der Staatsangehörigkeit oder der Religion das Recht zu heiraten und eine Familie zu gründen. Sie haben bei der Eheschließung, während der Ehe und bei deren Auflösung gleiche Rechte.

2.
Eine Ehe darf nur bei freier und uneingeschränkter Willenseinigung der künftigen Ehegatten geschlossen werden.

ELLIOTT ERWITT

Nudistenhochzeit.
Kent.
ENGLAND. 1984.



ABBAS

Nach einer Massenhochzeit, die von der Obrigkeit organisiert wurde, posiert eines der Paare für Fotografen. Teheran. IRAN. 2001.



CHRIS STEELE-PERKINS

Sahar Awad aus dem Sudan mit ihrer Familie. Ihr Mann Stefano Scarpa aus Italien, ihre zwei Töchter Nuala (12) und Sofia (4). In der Mitte hinten Akram Ibrahim, der vor der sudanesischen Regierung nach England flüchten musste. Zu Besuch bei der Familie sind Stefanos Nichte, Lucia, und Neffe, Marco. London. ENGLAND. 2016.

ART. Nº 16

3.
Die Familie ist die natürliche Grundeinheit der Gesellschaft und hat Anspruch auf Schutz durch Gesellschaft und Staat.



PAOLO PELLEGRIN

Menschen fliehen aus von
ISIS kontrollierten Gebieten
in Quayyara.
IRAK. 2016.

ART. Nº 18

Jeder hat das Recht auf Gedanken, Gewissens- und Religionsfreiheit; dieses Recht schließt die Freiheit ein, seine Religion oder Überzeugung zu wechseln, sowie die Freiheit, seine Religion oder Weltanschauung allein oder in Gemeinschaft mit anderen, öffentlich oder privat durch Lehre, Ausübung Gottesdienst und Kulthandlungen zu bekennen.



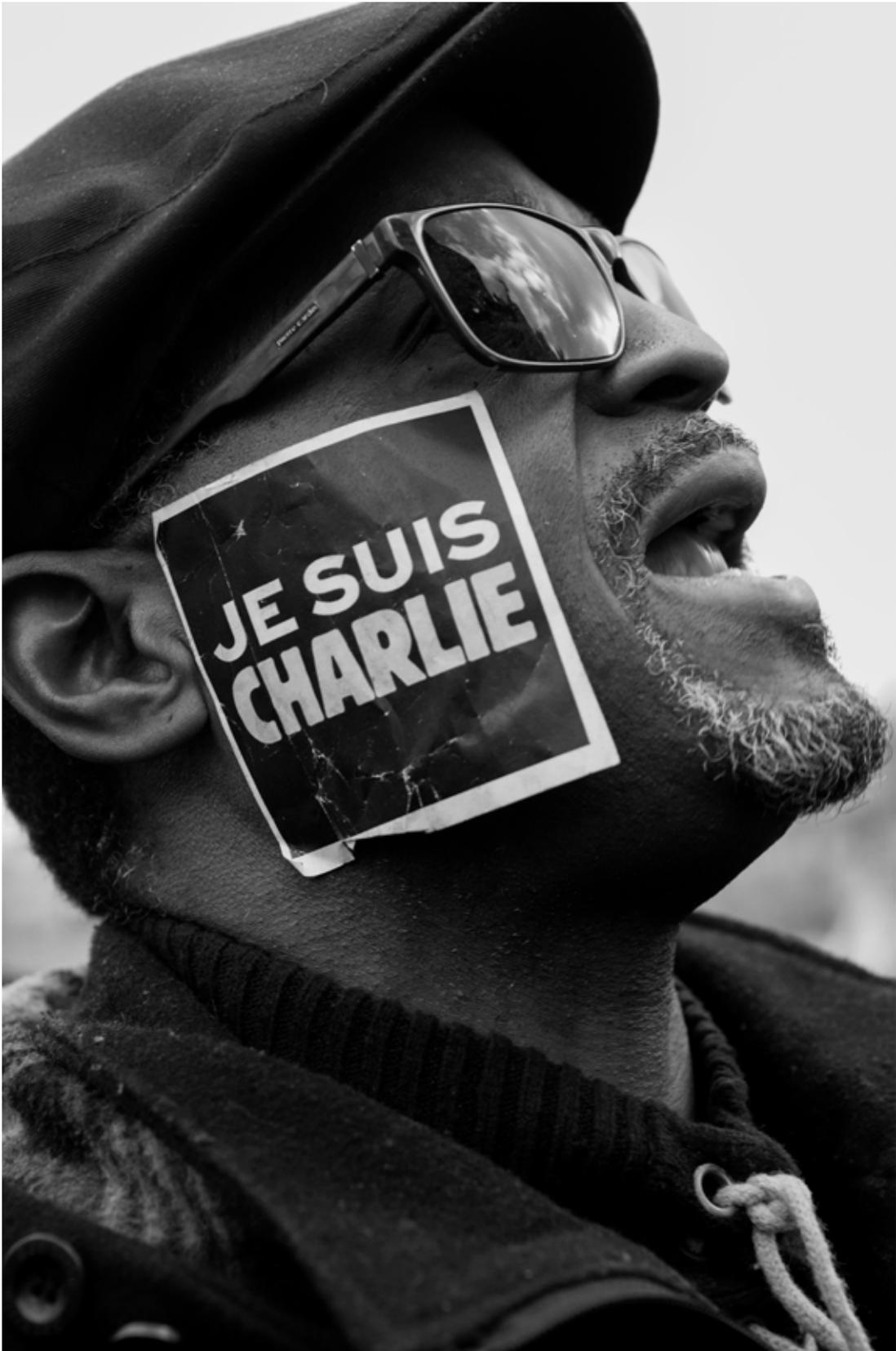
ABBAS

Ein Pilger, gekleidet in ein „Ihram“ Gewand (bestehend aus zwei einfachen, weißen Stoffbahnen), liest auf den steinigen Hängen von Berg Rahma, wo laut der Bibel Adam und Eva zusammentrafen, aus dem Koran. Arafat. SAUDI-ARABIEN. 1992.



GUY LE QUERREC

Eine Silvesterparty auf der Mauer
nach dem Mauerfall. Brandenburger Tor.
Berlin.DEUTSCHLAND.
Sonntag, 31. Dezember 1989.



ABBAS

Republikanischer Marsch gegen Terrorismus und Anti-Semitismus.
Nach dem Anschlag auf das Satiremagazin Charlie-Hebdo am 7. 1. und
der Geiselnahme in einem koscheren Supermarkt am 9.1.2015. Insgesamt
wurden 17 Menschen getötet. Paris. FRANKREICH. 11. Januar 2015.

ART. Nº 19

Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.



STUART FRANKLIN

Tian'anmen-Platz.
Beijing.
CHINA. 26. Mai 1989.

ART. № 20



1.
Alle Menschen
haben das
Recht, sich
friedlich
zu versammeln
und zu Vereini-
gungen zusam-
menschließen.

2.
Niemand darf
gezwungen
werden, einer
Vereinigung
anzugehören.

BURT GLINN

Zwei junge Demonstranten während
des turbulenten demokratischen
Nationalkongresses vor dem Kongress-
saal. Chicago, Illinois. USA. 1968.



ABBAS

Republikanischer Marsch gegen
Terrorismus und Anti-Semitismus.
Paris. FRANKREICH.
11. Januar 2015.



MOISES SAMAN

Ein Kinderspielplatz
an der Front Aleppos.
Aleppo. SYRIEN. 2013.

ART. № 22

Jeder hat als Mitglied der Gesellschaft das Recht auf soziale Sicherheit und Anspruch darauf, durch innerstaatliche Maßnahmen und internationale Zusammenarbeit sowie unter Berücksichtigung der Organisation und der Mittel jedes Staates in den Genuss der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte zu gelangen, die für seine Würde und die freie Entwicklung seiner Persönlichkeit unentbehrlich sind.



SUSAN MEISELAS

Ein Kinderspielplatz.
Black Country.
ENGLAND. 2016.



PETER MARLOW

British Telecom Call Center.
Newcastle.
ENGLAND. 2001.

ART. Nº 23

1. Jeder hat das Recht auf Arbeit, auf freie Berufswahl, auf gerechte und befriedigende Arbeitsbedingungen sowie auf Schutz vor Arbeitslosigkeit.

2. Jeder, ohne Unterschied, hat das Recht auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit.

3. Jeder, der arbeitet, hat das Recht auf gerechte und befriedigende Entlohnung, die ihm und seiner Familie eine der menschlichen Würde entsprechende Existenz sichert, gegebenenfalls ergänzt durch andere soziale Schutzmaßnahmen.

4. Jeder hat das Recht, zum Schutz seiner Interessen Gewerkschaften zu bilden und solchen beizutreten.



MIGUEL RIO BRANCO

Die Serra Pelada Goldmine, eine der größten Goldablagerungen, die jemals gefunden wurde. Die Goldmine wird vom Staat kontrolliert, der die „barrancos“, kleine Parzellen, an verschiedene „garimpos“ (Goldgräber) verteilt. BRASILIEN. 1985.



MARTIN PARR

Broadstairs.
Kent.
ENGLAND. 1986.

ART. Nº 24

Jeder hat das
Recht auf
Erholung und
Freizeit und
insbesondere auf
eine vernünftige
Begrenzung der
Arbeitszeit und
regelmäßigen be-
zahlten Urlaub.



THOMAS HOEPKER

Alter Mann mit zahmen Vogel
im Ritan Park. Beijing.
CHINA. 1984.



MARTIN PARR

Eiskaffee.
Florida.
USA. 1998.

ART. Nº 25

1.

Jeder hat das Recht auf einen Lebensstandard, der seine und seiner Familie Gesundheit und Wohl gewährleistet, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Versorgung und notwendige soziale Leistungen gewährleistet sowie das Recht auf Sicherheit im Falle von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität oder Verwitmung, im Alter sowie bei anderweitigem Verlust seiner Unterhaltsmittel durch unverschuldete Umstände.



MATT BLACK

Auf ein Gelände wurden von einem Welternährungsprogramm Hilfsgüter abgeworfen. Ganyiel ist eine kleine Gemeinde, die zum Zufluchtsort und Zentrum für die Verteilung von Hilfsgütern für über 90.000 Menschen der konfliktzerrütteten Nationen im Südsudan geworden ist. Ganyiel, Einheitsstaat. SÜDSUDAN. 2016.



NEWSHA TAVAKOLIAN

Somalische Schüler in der Schule eines Flüchtlingslagers. Die Schule heißt Mogadischu, wie die Hauptstadt des vom Krieg zerrütteten Landes Somalia. KENIA. 2016.

ART. № 26

1. Jeder hat das Recht auf Bildung. Die Bildung ist unentgeltlich, zum mindesten der Grundschulunterricht und die grundlegende Bildung. Der Grundschulunterricht ist obligatorisch. Fach- und Berufsschulunterricht müssen allgemein verfügbar gemacht werden, und der Hochschulunterricht muss allen gleichermaßen entsprechend ihren Fähigkeiten offenstehen.

2. Die Bildung muss auf die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und auf die Stärkung der Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten gerichtet sein. Sie muss zu Verständnis, Toleranz und Freundschaft zwischen allen Nationen und allen rassischen oder religiösen Gruppen beitragen und der Tätigkeit der Vereinten Nationen für die Wahrung des Friedens förderlich sein.

3. Die Eltern haben ein vorrangiges Recht, die Art der Bildung zu wählen, die ihren Kindern zuteil werden soll.



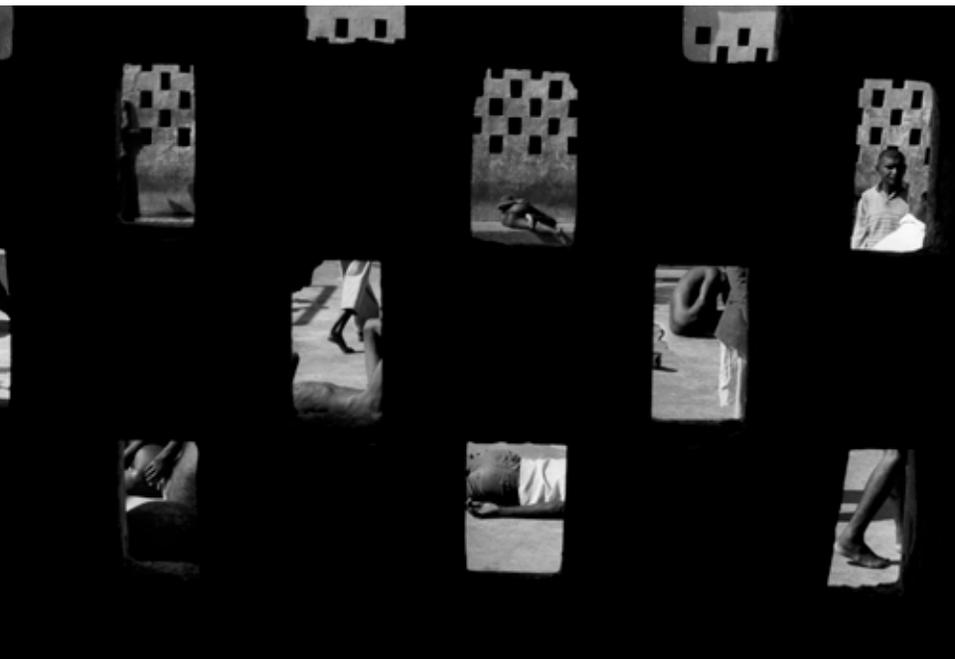
ABBAS

Schülerinnen im Biologieunterricht. Assalam pesantren, ein muslimisch-religiöses Internat, das von der Muhammadiyah Organisation geleitet wird. Solo. INDONESIA. 2004.

ART. Nº 27

1.
Jeder hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft freizuteilzunehmen, sich an den Künsten zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben.

2.
Jeder hat das Recht auf Schutz der geistigen und materiellen Interessen, die ihm als Urheber von Werken der Wissenschaft, Literatur oder Kunst erwachsen.



CHRIS STEELE-PERKINS

Innenhof einer psychiatrischen Klinik der Edhi Stiftung. Abdul Sattar EDHI wird manchmal als Mutter Teresa von Karachi bezeichnet. Er und seine Ehefrau haben in Pakistan große humanitäre Arbeit geleistet. Karachi.
PAKISTAN. 1997.



RENÉ BURRI

Schule für taubstumme Kinder. Im Musikunterricht lernen die Kinder mit ihren Fingerspitzen die Vibrationen des Rhythmus eines Klavierstückes zu begreifen. Zürich-Morgenthal. SCHWEIZ. 1955.

INDEX: DIE FOTOGRAFEN

ABBAS

*1944: Iran
†2018: Paris, Frankreich
Magnum-Mitglied: seit 1985

THOMAS DWORZAK

*1972: Deutschland
Lebt in Paris, Frankreich
Magnum-Mitglied: seit 2004

CHRISTOPH ANDERSON

*1970: Kanada
Lebt in New York, USA
Magnum-Mitglied: seit 2005

ELLIOTT ERWITT

*1928: Frankreich
Lebt in New York, USA
Präsident von Magnum: 1966-1969

IAN BERRY

*1934: England
Lebt in Salisbury, UK
Magnum-Mitglied: seit 1962

STUART FRANKLIN

*1956: England
Lebt in London, UK
Magnum-Mitglied: seit 1989

MATT BLACK

*1970: USA
Lebt in Exeter, CA, USA

LEONARD FREED

*1929: New York, USA
†2006: USA
Magnum-Mitglied: seit 1972

MIGUEL RIO BRANCO

*1946: Brasilien
Lebt in Petrópolis, Brasilien
Ausserordentliches Mitglied:
seit 1980

BURT GLINN

*1925: Pennsylvania, USA
†2008: USA
Präsident von Magnum: 1972-1975
und ab 1987

RENÉ BURRI

*1933: Schweiz
†2014: Zürich, Schweiz
Magnum-Mitglied: seit 1959

THOMAS HOEPKER

*1936: München, Deutschland
Lebt in New York, USA
Präsident von Magnum: 2003-2007

BRUCE DAVIDSON

*1933: USA
Lebt in New York, USA
Magnum-Mitglied: seit 1958

PETER MARLOW

*1952: England
†2016: England
Magnum-Mitglied: seit 1986

SUSAN MEISELAS

*1948: USA
Lebt in New York, USA
Magnum-Mitglied: seit 1976

MARTIN PARR

*1952: England
Lebt in Bristol/London, UK
Magnum-Mitglied: seit 1994

PAOLO PELLEGRIN

*1964: Rom, Italien
Lebt in Rom, Italien
Magnum-Mitglied: seit 2005

GUY LE QUERREC

*1941: Paris, Frankreich
Lebt in Paris, Frankreich
Magnum-Mitglied: seit 1976

RAGHU RAI

*1942: Pakistan
Lebt in Delhi, Indien
Magnum-Mitglied: seit 1977

MOISES SAMAN

*1974: Lima, Peru
Lebt in Tokyo, Japan
Magnum-Mitglied: seit 2014

JÉRÔME SESSINI

*1968: Frankreich
Lebt in Paris, Frankreich
Magnum-Mitglied: seit 2014

CHRIS STEELE-PERKINS

*1947: Burma
Lebt in London, England
Magnum-Mitglied: seit 1985

DENNIS STOCK

*1928: New York, USA
†2010: USA
Vizepräsident für Neue
Medien und Film bei Magnum:
ab 1969

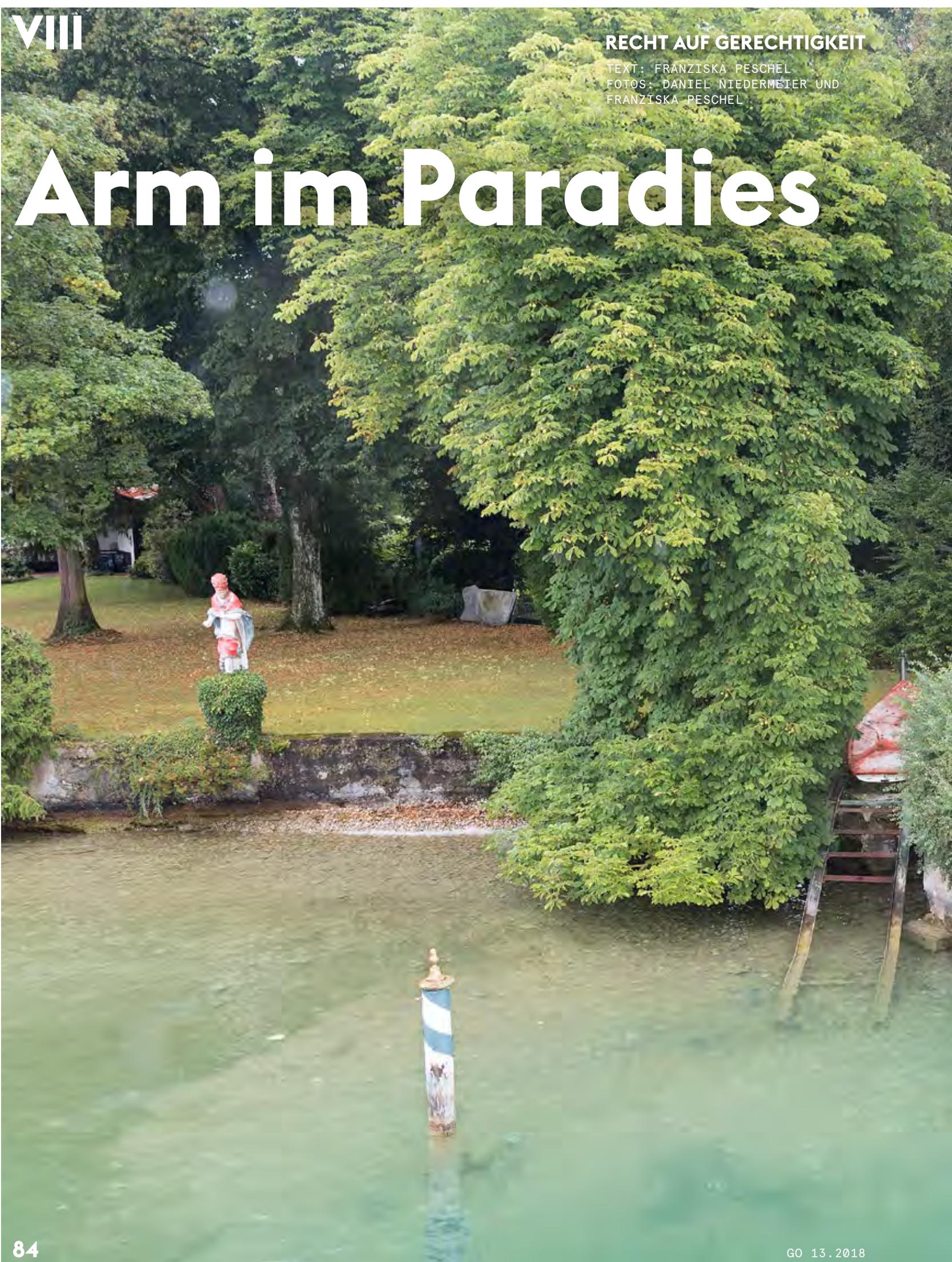
NEWSHA TAVAKOLIAN

*1981: Iran
Lebt in Tehran, Iran
Magnum-Mitglied: seit 2015

LARRY TOWELL

*1953: Ontario, Kanada
Lebt in Ontario, Kanada
Magnum-Mitglied: seit 1988

Arm im Paradies





Baden nur für
Reiche: Wer am
Starnberger
See kein Geld
hat, ist arm
dran.

Sevil Siedler lebt mit ihrer Familie in Starnberg, dem reichsten Landkreis Bayerns. Sie fragt sich jeden Tag, wie sie ihre Familie über die Runden bringen soll.

**Für viele ist der See das Paradies.
Für Familie Siedler nicht.**





Löwen am Ufer,
Bronzepferd
im Vorgarten,
Ferrari in der
Einfahrt – mit
Statussymbolen
ist man am See
nicht sparsam.



Sevil Siedler: „Manchmal möchte ich weg.
Das Leben hier ist so teuer.“

Sevil Siedler schwitzt. Schon als sie den Pincode eingibt, der ihr Einlass ins Haus von Familie Groß-Schönecker gewährt. Sie streift die Schuhe von den Füßen, stülpt ihre pinken Socken in Plastik-Haus-schlappen, grüßt den Hausherrn. Herr Schönecker macht Home-Office am Esszimmertisch. Sein grünes Nike-Shirt hat heute keinen Schweißgerochen. Er hat keine Zeit für Gespräche. Er müsse unhöflich sein, sagt er. Er müsse arbeiten.

Sevil redet trotzdem. Sie redet immer. Erzählt ihm von einem Bewerbungsgespräch, das sie kürzlich hatte, von ihren Söhnen. Er sitzt es aus.

Im Haus von Familie Groß-Schönecker ist es knapp zwanzig Grad kühler als draußen. Ein breites Sofa und ein Regal voller Bücher säumen die Wand zur Terrassentür. Heinrich Mann, die Odyssee, Werke zur Kunstgeschichte schweigen im Regal wie Herr Schönecker hinter dem Laptop.

Die Doppelhaushälfte der Familie liegt in Niederpöcking im Landkreis Starnberg, ein Ortsteil direkt am Starnberger See. Anwesen mit Blankoschildern neben den Klingeln und blankgeputzten Autos in den Einfahrten säumen die Hauptstraße. 1 300 Einkommensmillionäre leben im Landkreis, laut Landesamt für Statistik. Die meisten im Freistaat Bayern, bezogen auf die Einwohnerzahl.

Viel mehr Starnberger sind nicht reich. Am Bahnhofskiosk lungern rumänische und moldauische Gastarbeiter. Flaschensammler und Gestrandete flankieren das Seeufer. Wer wenig Geld hat, sucht sich eine Holzbank, wartet, dass die Zeit verstreicht. Am Schiffsanleger schnarcht ein Bärtiger in Unterhemd. Ein Mann mit wirren weißen Haaren fährt auf dem Gepäckträger seines Fahrrades drei Kisten mit Pfandflaschen zum Supermarkt. Jeden Donnerstag versorgen sich etwa 150 Starnberger bei der Tafel mit Lebensmitteln. Auf den Bierbänken vor der evange-



Frank Siedler bangt oft, ob das Geld am Monatsende noch reicht.

lischen Kirche sitzen Alte und Kranke. Eine Zeltplane schützt sie vor der beißenden Sonne. Ein etwa 16-jähriges blondes Mädchen wartet in der Schlange vor dem Gemüsestand, blickt verschämt um sich. Packt Zucchini, Gurken, Schnittblumen in einen Kinderwagen. Als eine der ersten lässt sie sich von Ehrenamtlichen einen Teller Linsensuppe reichen.

Was vielen zu schaffen macht: In Starnberg ist alles teuer. „Wenn ich hier bei Netto Mehl kaufe, zahle ich 85 Cent. Woanders sind es nur 65“, erklärt Sevil. „Das merke ich schon. Aber denen, die 5000 Euro im Monat verdienen, ist das natürlich egal.“ Sie geht putzen, weil sie nichts gelernt hat.

„Als ich 17 war, hat mein Vater entschieden, dass ich einen türkischen Mann in Deutschland heirate. Zur Schule bin ich da schon lange nicht mehr gegangen.“ Sevil ist heute vierzig. Zu ihrer Familie in Adana hat sie kaum Kontakt. Mit 18 ist sie zu ihrem Mann nach Seefeld im Landkreis Starnberg gezogen. Nach seinem Tod 2009 war sie allein mit zwei Söhnen, bis sie als Küchenhilfe im Altersheim ihren jetzigen Mann Frank kennengelernt hat. Frank ist Koch. Er hat kurz darauf den Gasthof zur Post in Seefeld übernommen und zwei Jahre lang geführt. Was ihn heute daran erinnert, sind 100 000 Euro Schulden.

Sevil und Frank müssen sich jeden Tag dem Starnberger Reichtum stellen. Während Sevil im Haus Groß-Schönecker im oberen Bad Kalkflecken wegwischt und Haare aus dem Waschbecken fischt, kommt die Tochter der Familie gerade vom See zurück. Sie grüßt kurz. Johanna hat in Charlotte in den USA studiert. „Aber ohne das Sportstipendium hätten wir uns die hohen Studiengebühren nicht leisten können. Johanna ist im Ruderverein“, sagt ihre Mutter Ursula Groß. „So reich, wie man vielleicht meint, sind wir nicht.“

Gegenüber der Badezimmertür im Flur hängt ein etwa zwei mal zwei Meter großes Gemälde, das Porträt einer Familie im Goldrahmen. Ein Geschenk von Freunden aus dem Nachbarort Berg.

Ursula Groß sitzt in einem Zimmer im ersten Stock. Eine schmale Frau Mitte fünfzig. Sie sitzt im Rollstuhl, Diagnose multiple Sklerose. Als ihr Sohn anruft, nimmt sie behutsam den Hörer ab. Jonathan ist mit Freunden im Urlaub in Barcelona. Nach drei Minuten legt Ursula Groß den Hörer auf, lächelt zufrieden. „Er hat jetzt Abitur gemacht. Als Jahrgangsbester“, erzählt sie stolz. Auch dass er Tennis spiele. Ursula Groß war früher Lehrerin, dann Redakteurin. Heute verdient ihr Mann das Geld. Er ist Gründer einer IT-Consulting-Firma. „Er hatte sich vorgenommen, bis er vierzig ist, ein eigenes Haus zu kaufen, und das haben wir gemacht. Hier leben wir neben dem Paradies“, sagt sie und lächelt breit. Sie spielt damit auf die Parkanlage an, die am Seeufer in Pöcking diesen Namen trägt. Zuvor hat Ursula Groß mit ihrer Familie in einer Drei-Zimmer-Wohnung in München-Sendling gelebt. „Ich weiß das, was wir hier haben, sehr zu schätzen.“ Das Haus verlässt sie nicht oft, dafür kommen Nachbarinnen regelmäßig zum Kaffee vorbei. Als sie noch laufen konnte, ist sie jeden Tag an den See gegangen. Die Niederpöckinger haben einen privaten Zugang. Ein eingezäuntes Wiesengrundstück, zu dem nur Anwohner einen Schlüssel haben. Wo sie ihre Boote kostenlos auf die Wiese legen konnten. Bis ein Diebstahl die Nachbarschaft erschüttert hat. Drei Boote wurden auf einen Schlag gestohlen. „Da muss einer nachts vom See gekommen sein und die Boote an seins angedockt haben.“ Ursula Groß ist immer noch schockiert.

Sevil hat andere Sorgen: 100 000 Euro im Minus, drei Kinder, 900 Euro Hartz IV für die ganze Familie. Die Wohnung in Starnberg hat ihnen nach Franks Insolvenz 2013 das Landratsamt vermittelt. Vier Zimmer teilt Sevil mit ihrem Mann, den drei Söhnen und der Freundin des Ältesten. 1000 Euro warm. Günstiger gibt es nichts. Sevil macht das zu schaffen: „Manchmal möchte ich weg. Das Leben hier ist so teuer. Aber ich habe Angst. Wir sind hier Zuhause. Ich weiß nicht, ob sich die Kinder woanders wohl fühlen würden.“

Viele Familien mit geringem Einkommen verlassen den Landkreis Starnberg. Das ist die größte Sorge von Rupert Monn, Bürgermeister in Berg. Der Gemeinde am Ostufer, in der Entertainer Peter Maffay und Fußballgrößen wie Jens Lehmann und Michael Ballack ihre Villen haben. Doch davon hat der Ort nicht viel mehr als Zäune, Gartentore, Straßzettel. „Ein Straßzettel in Berg kostet weniger als ein Parkticket in München“, sagt Rupert Monn resigniert. Die Haupteinnahmen der Gemeinde bringt die Einkommenssteuer der Einwohner, die 30 000 bis 60 000 Euro im Jahr verdienen. Von denen leben in Berg überdurchschnittlich viele. „Aber wer mehr hat, findet seine Wege an der Steuer vorbei zu wirtschaften. Sie legen ihr Geld in Stiftungen an. Davon haben wir nichts.“

Rupert Monn ist ein untersetzter Mann, der viel lächelt. Auf offiziellen Bildern trägt er Janker, heute, ein normaler Dienstag, kleidet ihn ein weißes Hemd. Als er in seinem SUV durch Berg fährt, grüßt ihn an jeder Ecke jemand. Seit 18 Jahren ist er Bürgermeister, der beliebteste der Region. Mit 73 Prozent wurde er 2012 im Amt bestätigt. Aber er weiß nicht, ob das nochmal gelingt.

Rupert Monn ist einer, der ständig kämpfen muss. Vielleicht ist sein Haar deshalb grau. Jedes Vorhaben wird blockiert. Die Bürger wehren sich gegen Veränderung. Er versucht etwas zu bewegen in seiner Heimat. Ein Begriff, der ihm wichtig ist. 2015 hat er erbittert für den Bau von Windrädern auf dem Höhenzug von Berg gekämpft. „Gib auf, tu dir das nicht an“, baten ihn seine Kinder. Sein Ziel: Berg ausschließlich mit

Hinter Hecken und Gartentoren versteckt sich der Wohlstand. Wer richtig Geld hat, „findet seine Wege an der Steuer vorbei“, sagt der Bürgermeister.



1300

Millionäre leben im Landkreis Starnberg



Starnbergs
arme Seite:
Familie
Siedler in
ihrer Sozial-
wohnung,
Billigmode,
das Sozial-
kaufhaus
der Caritas



Windenergie zu versorgen. Er will Vorreiter sein. Für die Umwelt, für seine Bürger. Seine Gegner: Alle, die dort wohnen und ihre Idylle nicht durch Stahlgebilde entstellt sehen wollten.

Die Fläche des Ortes Berg besteht zu 45 Prozent aus Wald. Naturschutzgebiet, Landschaftsschutzgebiet, Privatgrund. Was Monn fehlt, ist Baugrund für öffentliche Einrichtungen und bezahlbare Wohnungen. „Am meisten belastet mich, anzusehen, dass junge Familien, die hier ihre Heimat haben, in Berg keine Wohnung finden, da sie die hohen Preise nicht zahlen können. Es macht mich traurig, dass sie deshalb wegziehen, nach Weilheim oder Tölz.“

Doch darauf hat er keinen Einfluss. Im Schritttempo fährt er den Weg am Ufer entlang. Die Straße durchschneidet die Grundstücke. Hinten verbergen eiserne Gartentore, Bäume, Büsche und Hecken die Anwesen am Hang. Vorn sind kleine Abschnitte, wo sie ihre Bootshäuser und privaten Seezugang haben. Mit 1000 Euro pro Quadratmeter ist der Grund so teuer, dass eine kleine Gemeinde wie Berg davon nichts kaufen kann. Nicht für Wohnungssuchende, nicht für Parks und Badestrände. Vom Tourismus, der anderen Orten am See Geld einbringt, hat Berg nichts. Wenige Radfahrer und Badegäste kommen her. Und Neugierige. Aber wenn der Magen knurrt, sind sie fort. Es gibt keine Lokale am See. Auch in den Ortsteilen von Berg haben Wirtschaften in den vergangenen Jahren schließen müssen. Monn blickt mit Sorge auf die Entwicklung des Dorflebens.

Das einzige Lokal in Seenähe, das noch nachts um zwei geöffnet ist, liegt an der Staatsstraße oberhalb von Feldafing. Am Westufer, genau gegenüber von Berg. Little Vegas Rosi's Bistro steht auf dem Schild am Parkplatz davor. Eine dicke Frau hängt auf einem Sofa neben dem Eingang. Rosi heißt sie nicht. Aber das ist ihr egal. Ihr ist alles egal. Im Fernsehen läuft Comedy. Auf ihrem Tablet zockt sie Candy Crush. Sie spricht nicht gern. Sackt immer tiefer ins Sofa, bis sie um drei Uhr fast damit verschmolzen ist und den Laden schließt. Zwei Gäste füttern hinten die Spielautomaten mit Münzen.

Leute, die nachts ausgehen, scheint man in Feldafing nicht zu wollen, auch in den anderen Orten am See nicht. Zur Primetime herrscht Stille.

„Wer hierher zieht und genug Geld hat, sich ein Grundstück zu kaufen, sucht vor allem Ruhe“, erklärt Andreas Botas. Er ist Makler für Luxusimmobilien. Botas lebt auf einem Gut mitten im Wald. Ein fescher Typ. Trägt legeres Sommerhemd, helle Farben. „Wer viel Geld hat, arbeitet meistens auch viel. Wenn diese Leute nach Hause kommen, wollen sie ihre Ruhe. Nichts als das.“ Er selbst hat das Gut geerbt. Wenn er drei Immobilien im Jahr verkauft, ist er zufrieden. Vor ein paar Jahren hat er dem thailändischen Prinzen Vajiralongkorn, inzwischen König, eine Villa in Feldafing für 5,5 Millionen verkauft. Feldafing am Westufer ist zurzeit die beste Lage. „Wichtig ist eine gute Verbindung nach München und zum Flughafen.“ Das Ostufer hat zwar die Abendsonne, aber wegen der Anbindung wird auch das Westufer immer gefragter. Die S-Bahn fährt direkt nach München. Im Auto ist man in einer knappen Stunde am Flughafen.

Für Leute wie Sevil Siedler, die ohne Flieger und Auto unterwegs sind, ist die Anbindung ein Problem. Jeden Tag läuft sie eine halbe Stunde von Niederpöcking nach Starnberg zurück. Ihre Knie schmerzen beim Gehen. Um arbeiten zu können, nimmt sie Morphium. „Die Arthrose lässt sie das sonst nicht aushalten.“ Die Wirkung lässt auf dem Rückweg nach. Der Bus fährt nur einmal pro Stunde und kostet drei Euro. Geld, das sie nicht übrighat. Ihr strömen Familien entgegen, in bunten Sommerkleidern mit großen Taschen, ge-

In diesem Jahr hat es Familie Siedler noch nicht geschafft, ein paar Stunden am See zu verbringen. Dabei leben sie kaum zwei Kilometer davon entfernt.

packt für einen Tag am See mit Tupperdosen und Badehosen. „Jedes Mal, wenn ich von der Arbeit hier lang zurücklaufe, träume ich davon, so zu leben wie sie. In so einer Villa. Auf der Terrasse sitzen. In Ruhe.“

Am Bahnhof Starnberg nimmt sie den Bus. 1,50 Euro. Sie fährt zum Sozialkaufhaus der Caritas, wo ihr Mann Frank arbeitet. Wegen einer Durchblutungsstörung ist er krankgeschrieben. Einen normalen Job kann er nicht ausüben. Nur drei Stunden am Tag Verwaltungsaufgaben bei der Caritas geben ihm etwas Abwechslung, eine Beschäftigungsmaßnahme, vom Jobcenter vermittelt. Das bedeutet ihm viel. Er mag den Kontakt mit Leuten. Viele kommen, um zu spenden. In der Kleiderkammer liegen Markenklamotten, Marco Polo und Ralph Lauren, auch Möbel sind unter den Spenden, oft in gutem Zustand. Die Caritas profitiert vom Reichtum der Anwohner. Die Leiterin des Sozialkaufhauses erzählt von einer Frau, die alle paar Wochen ein fast neues Paar Schuhe bringt: „Ihr Mann kauft sich immer schwarze Lederschuhe und kann es nicht leiden, wenn an der Zehenpartie diese Falte vom Laufen entsteht. Also trägt er sie kaum zehn Mal und dann bekommen wir die Schuhe.“

Frank arbeitet heute einen neuen Mitarbeiter ein: Der ist Mitte 50, lange Haare, kleiner Bauch, ruhiger Typ, in Starnberg aufgewachsen. Einer von denen, die ihre Abende auf Holzbänken absitzen. Weil es nichts gibt, wo er hingehen könnte. Keine gemütliche Eckkneipe. Keinen bezahlbaren Biergarten. „Das ist wegen der Reichen“, glaubt er. „Noch vor zehn Jahren war das anders. Da gab es Kneipen und Diskotheken. Aber die Reichen wollen ihre Ruhe hier. Sie haben sich über den Lärm beschwert. Deshalb mussten die Lokale schließen.“

Um 17 Uhr hat Frank Feierabend. Als er mit Sevil im Auto sitzt, schaut sie besorgt auf die Wetterapp ihres Handys. Sie hat ihrem Neunjährigen versprochen, am Sonntag baden zu gehen. Jetzt soll es regnen. In diesem Jahr hat es Familie Siedler noch nicht geschafft, ein paar Stunden am See zu verbringen. Dabei leben sie kaum zwei Kilometer davon entfernt. „Immer arbeiten“, sagt Sevil, zuckt mit den Schultern. „Ich brauche das gar nicht. Kann eh nicht schwimmen, aber für Kevin ist es schlimm.“

Sie sitzt auf dem Ecksofa ihrer Wohnung, legt die Füße hoch, lässt sich die kühle Luft des Ventilators ins Gesicht pusten. Frank ist heute nach Weilheim gefahren, um bei Mediamarkt zwei kleine Ventilatoren zu besorgen. Jeweils zehn Euro. Der eine surrt auf dem Wohnzimmer-tisch. Ansonsten wäre die Hitze kaum auszuhalten. Mit ihrer grellen Stimme ruft Sevil die Jungs zum Tischdecken, etwas zu trinken zu bringen. „Ich mache heute nichts mehr. Jetzt sollen die Kinder arbeiten.“ Sie versuchen, jeden Abend zusammen zu essen. Frank steht am Grill auf dem kleinen Balkon. Sevil erzählt, was bei Familie Groß-Schönecker los ist. „Die fliegen andauernd irgendwohin“, winkt Berkan ab, der älteste Sohn. Ihn interessiert das schon nicht mehr. Er hatte heute den letzten Arbeitstag vor dem Urlaub. Er macht eine Lehre zum Spengler.

Der 15-jährige Samet lebt in einer Einrichtung der Caritas in Ingolstadt, ein Kinder- und Jugendhilfezentrum, genannt Kinderdorf. Er ist nur in den Ferien Zuhause. Er und sein älterer Bruder haben ADHS. In der Schule in Starnberg hatten sie Schwierigkeiten. „Oft haben die Jungs gesagt, dass sie gehänselt werden“, erzählt Frank. Die Mitschüler haben sich über Samet lustig gemacht. Immer wieder gingen Sevil und Frank in die Schule, um mit den Lehrern darüber zu sprechen. Immer wieder musste Samet die Schule wechseln. Die Lehrer überfordert, die Schulleiter hilflos: Kinder wie Samet gehören nicht nach Starnberg. An der fünften Schule in Tutzing hat er schließlich der Lehrerin gedroht, er würde alle Mitschüler und sich selbst erschießen. Das folgende halbe Jahr verbrachte er in einer Nervenklinik. „Heute fühlt er sich wohl und hat fast nur Einsen im Zeugnis. Ihn wegzugeben war die schwerste Entscheidung unseres Lebens. Aber jetzt sind wir froh. Ihm hat das gut getan“, sagt Frank.

Für Samet und seine Familie ist das Leben in Starnberg eher Hölle als Paradies. Vielleicht weil sie fünf Kilometer davon entfernt wohnen, von der Parkanlage „Paradies“ zwischen Pöcking und Tutzing.

Doch einer hat es hier gefunden. Direkt neben dem Park unter einem Zwetschgenbaum im Pöckinger Ortsteil Possenhofen sitzt seit 47 Jahren fast täglich der Maler Sepp Wagner und malt den See in Aquarell und Öl. Manchmal sind es Auftragsarbeiten: „Dann kommt jemand, der möchte ein Gemälde von seiner Yacht auf dem See. Ich lasse mir ein Foto geben und baue sie in die Seelandschaft ein. Nur wenn sie dann um ein paar Euro feilschen wollen, verliere ich die Lust.“

Wagner ist achtzig Jahre alt. Ein Sonnenhut aus Bast schützt seine alte Haut. Sein Arbeitsplatz ist ein kleiner Küchentisch, abgeklebt mit vergilbtem Papier. Er sitzt auf einem grünen Holzstuhl.

Alle paar Minuten grüßt ihn jemand. Servus Sepp, Griaß di, Sepp. Artig grüßt er zurück. Neben dem Atelier werden Liegeplätze für Boote vermietet. Sepp Wagner hat miterlebt, wie in Possenhofen und anderen Gemeinden am See selbst arme Fischer zu Geld kamen. Sie boten Teile ihrer Häuser als Gästezimmer an, vermieteten Liegeplätze, bauten Lokale auf. Wer ein Grundstück am See besaß, war bald schon Millionär.

Sepp Wagner sitzt am See und malt. Hundertfach zeigen seine Bilder spiegelglattes blaues Wasser, weiße Segel der Yachten, grüne Wälder und Hügel. Er blickt aufs Wasser und sagt: „Ob Maserati oder Fahrrad, wer hinter mir vorbeifährt, interessiert mich nicht.“



FRANZISKA PESCHEL & DANIEL NIEDERMEIER

In Starnberg aus der S-Bahn gestiegen, wurden wir nass. Dann wütend. Regen prasselte durch das rostige Stahlgerippe, das mal ein Dach war, auf unsere Köpfe. Wir fragten uns: Wieso schreiben alle Journalisten über Luxus am Starnberger See, obwohl die Armut genauso augenscheinlich ist?

IX

RECHT AUF VERGESSEN WERDEN

TEXT: DANIELA PRUGGER
FOTOS: VALENTIN SEUSS



H i n t e r -

l a s s e n -

s c h a f t

Peter Engemaier hat zwei Kinder verloren. Manche Daten seiner Tochter sind noch immer im Internet abrufbar. Er sagt, sie hat ein Recht auf Ruhe.



14:20 Uhr.
Andrés Todes-
zeitpunkt.
Der Plüschhund
gehörte Eva.

In seine Heimat nach Zittau fährt Peter Engemaier nur noch, „wenn ein neues Grab dazu kommt.“ Schwester, Mutter, Sohn, Tochter. „Es ist nicht natürlich, dass ein Kind eher geht als der Vater“, sagt Engemaier. „Und dann gleich zweimal.“ Die Zeit heilt keine Wunden. Sein Sohn André starb vor achtzehn Jahren und seine Tochter Eva vor fünf Jahren. „Man kann Menschen nicht einfach wie Dinge aus dem Dachboden in den Sperrmüll tun. Die bleiben präsent solange wie noch Blut durch die Adern fließt.“

Vor achtzehn Jahren hatte Peter Engemaier in Niedersachsen neu angefangen. Zusammen mit seiner Partnerin mietet er ein Einfamilienhaus, hundertfünf Quadratmeter, eine halbe Autostunde von Wolfsburg entfernt. Hier sitzt der Rentner unter einer roten Markise. Der Steinboden der Terrasse flimmert in der Sonne, ein Tortenstück Donauwelle zerfließt auf dem Teller. Sein 68. Sommer. Er versucht, Ordnung auf dem Tisch herzustellen: die Tasse Cappuccino, das Smartphone, zwei Hörgeräte. Er befestigt eines hinter dem linken Ohr, das andere hinter dem rechten und taucht ein in die Geräuschkulisse. Vögel zwitschern. In der Ferne fährt ein Traktor über den Feldweg. „Ich muss gar nicht so weit wegfahren, um mich zu entspannen“, sagt er. Ruhe findet er trotzdem keine.

„Von meiner Tochter sind noch Daten im Netz“, sagt er. „Und das will ich nicht.“ Wenn er seine Tochter googelt, findet er Fotos und ein deaktiviertes Social Media-Profil. Seit ihrem Tod vor fünf Jahren lassen sich diese Daten abrufen. „Wenn jemand stirbt, dann sollen die Daten gelöscht werden“, sagt er. Seiner Tochter im Netz zu begegnen schmerzt. „Was mit dem menschlichen Körper nach dem Tod passiert, weiß ich. Aber was mit den Daten passiert, weiß ich nicht.“

Kaum ein Trost, dass es vielen Hinterbliebenen ähnlich ergeht wie Engemaier: Was tun mit all den Webseiten, E-Mail-Konten, Accounts in sozialen Medien? Was soll mit Online-Banking, Newsletterabos, eBay, Amazon, Zalando, Spotify, Netflix, Whatsapp passieren? Die Erben dieses digitalen Nachlasses stehen vor der Frage: Löschen, abmelden, ummelden oder bestehen lassen? 87 Prozent der Bevölkerung in Deutschland waren im Jahr 2017 online. 64,5 Millionen Menschen.

Auch bei Engemaier nahm die Zahl der Online-Accounts im Laufe des Lebens zu: Seine aktuelle Partnerin hat er in einem Onlineforum kennengelernt, die Geburt seines Enkelsohnes auf Twitter verkündet und Freund-

schaften pflegt er über Facebook. Bis zum Tod seiner Tochter hat er Computer und Technik stets mit Fortschritt gleichgesetzt.

Herbst 1989. Die Mauer ist gefallen und Peter Engemaier, 39, macht sich spontan auf in den Westen. Er lenkt einen postgelben Trabant durch den Spreewald in Richtung Berlin. Auf dem Beifahrersitz die Ehefrau mit dem zweijährigen André. Auf der Rückbank Eva, 14, Rita, 10 und Norbert, 7. Erste Station: Sonnenallee, Commerzbank, Begrüßungsgeld abholen. Die Bundesrepublik zahlt jedem DDR-Bürger 100 D-Mark. Zweite Station: Tauentzienstraße, KaDeWe, Computer kaufen.

Der beigefarbene Commodore 64 trägt den Spitznamen „Brotkasten“. Prozessor: ca. 1 Megahertz, Arbeitsspeicher: 64 Kilobyte, Festplatte: keine, Gewicht: 1 820 Gramm. Im Jahr 1989 ist der C64 letzter Stand der Technik. Jedes Smartphone kann heute mehr.

Engemaier zahlt 500 D-Mark, verstaubt den Computer neben dem Kinderwagen im Kofferraum und fährt nach Hause ins sächsische Zittau. Als die Kinder den C64 auspacken und anschließen, stehen Vater und Mutter im Türrahmen des Wohnzimmers. „Siehst du, jetzt ist die Welt wieder in Ordnung“, sagt Engemaier. Er ist glücklich mit seinem Leben. In der Ehe gibt es kein Fremdgehen und selten Streit und wenn es in den Urlaub geht, entscheiden die Kinder wohin. Noch ist er Prozessingenieur und SED-Sekretär eines DDR-Fahrzeugh-



„Wenn man damals gewusst hätte, wie sich das alles entwickelt. Aber zum Glück hat man es nicht gewusst.“

Eine analoge Kindheit aufgenommen mit einer Werra 3-Kamera, Carl Zeiss Jena. „Was bleibt, sind Bilder und Erinnerungen.“





André besaß eine Email-adresse: phanta@gmail.de, benannt nach seinem Mischlingshund Phanta. So wie Phantasie.

„Was mit dem menschlichen Körper nach dem Tod passiert, weiß ich. Aber was mit den Daten passiert, weiß ich nicht.“

stellers. Ein Jahr später, im Dezember 1990, erhält er den blauen Brief. Das Kündigungsschreiben.

Während viele Kollegen in den Westen ziehen, bleibt er in Zittau. Er ist arbeitslos, der erste große Riss in seiner, wie er sagt, Patchwork-Biographie. Er findet einen Job bei der Stadt. Von nun an misst und erfasst er im Zweierteam Straßen. Als die Miete für die Wohnung nach der Wende von 80 auf 800 Mark steigt, beschließt er, ein Haus zu bauen. Jedes der vier Kinder bekommt ein Zimmer. Gute Schüler, brave Kinder, liebe Geschwister. Norbert passt auf Klein-André auf und öffnet ihm Türen zu Garagen, Schuppen und Kellern, wo die LAN-Partys steigen.

Tische tragen Monitore. Kabel vernetzen Computer. Zwanzig, manchmal dreißig Teenager spielen Krieg, viele Jungs aus der Nachbarschaft, einige Mädchen. André, schwächling und blond, schaut seinem älteren Bruder über die Schulter, stundenlang sitzen sie vor Bildschirmen, bis der Vater mit seinem Opel Kadett E Caravan ankommt, um die Kinder und das Equipment wieder nach Hause zu fahren.

Engemaier ist von dieser Parallelwelt fasziniert und will „mit der Zeit gehen“. Er macht sich mit einem Internetcafé selbstständig, bildet sich weiter, so lange, bis ihn das Programmieren nicht mehr ängstigt. Er sagt zu sich: „Wenn ich es jetzt nicht schaffe, Fuß zu fassen, fasse ich nie wieder Fuß.“ 1997 eröffnet das Lokal. Es heißt „Klick“.

Täglich von drei Uhr nachmittags bis drei Uhr morgens steht Peter Engemaier, damals 47 Jahre alt, hinter der Theke und serviert Kaffee, Bier, Pizza an drei Stammkunden, die darauf warten, dass die Computer hochfahren, fünf, zehn Minuten dauert das, Microsoft Windows 95, „brandneu“. Doch die restlichen Sitzcken bleiben leer. Zittau ist noch nicht so weit. „Die Sache mit den Internetcafés, die ging daneben“, sagt Engemaier. Das „Klick“ musste er aufgeben.

„Beruflich gesehen war ich ganz unten“, wird er später über diese Zeit sagen. Er nimmt, was kommt, klopft an Türen arbeitsloser Eltern und will ihnen Zahnersatzversicherungen verkaufen. Seine Unzufriedenheit wirkt sich auf die Familie aus, und eines Tages sagt die Ehefrau: „Ein fünftes Kind kann ich nicht gebrauchen.“ Sie reicht die Scheidung ein.

Engemaier im freien Fall.

Er zieht zu seiner krebskranken Mutter, Lebenserwartung: ein halbes Jahr. Auf einem kleinen Computer schreibt er Bewerbungen, an die fünfzig trägt er ins Postamt, wo ihn die Postfrau schon kennt:

„Noch immer keine Antwort?“

„Nein. Nur Absagen.“

„Nicht aufgeben.“

Er wartet und wartet. Am 1. Juni 1998 verkündet er seinen Umzug nach Wolfsburg. Er wird Prozesssteuerer beim Automobildienstleister EDAG. Engemaier steht wieder mit beiden Beinen auf dem Boden.

Die räumliche Distanz zu seinen Kindern lässt sich durch das Internet aushalten. Eva schickt Emails und Fotos aus Australien, wo sie ein Jahr lang studiert. Auch André hat seit kurzem eine eigene Emailadresse: phanta@gmail.de, benannt nach seinem Mischlingshund Phanta. So wie Phantasie. Er will Filmemacher werden.

17. August 2000, ein Donnerstag, mitten in den Ferien. André verabschiedet sich vom Rest der Film-AG und nimmt den Bus nach Hause. Am frühen Nachmittag steigt er an der Bundesstraße 99 zwischen Zittau und Görlitz aus. Keine Bus-Bucht, nur eine Bushaltestelle. Um

14.20 wird André von einem Auto überfahren. Er wurde dreizehn Jahre alt.

Kurz bevor seine Welt zusammenbricht, freut sich Peter Engemaier in Wolfsburg über einen Anruf von Eva.

Ein Schrei. „André ist tot.“

Peter Engemaier fährt nach Zittau, nimmt den Zug, Autofahren schafft er nicht. Man warnt ihn davor, seinen Jungen ein letztes Mal zu sehen, der Sturz durch die Luft, der Aufprall auf dem Asphalt, besser nicht. Beisetzung.

„Wenn man ein Kind verliert, dann kann man das nicht in Worte fassen. Was soll ich denen sagen, die das nicht erlebt haben? Ich hoffe, dass euch das nicht passiert“, sagt er.

Es heißt, wenn jemand stirbt, hält die Familie fester zusammen. Bei Engemaier war das nicht so. Er versucht, Andrés Tod „aus dem Kopf herauszuarbeiten“. Überstunden, Urlaubsverzicht, Rotwein. Erinnerungen an die Kinder verdrängen. Jeder geht seinen Weg.

Alleine besucht er eine Selbsthilfegruppe in Braunschweig, viermal geht er hin. Die anderen Eltern, vor allem Hausfrauen, ziehen ihn runter. „Die leben in der Vergangenheit.“ Er will abschließen. „Ich bin der Typ, der immer nach vorne oben kuckt. Nicht nur nach vorne, denn da bleibt alles gleich.“

Er hilft sich mit Science Fiction. Die Bücher von Alastair Reynolds stehen neben denen von Kurd Laßwitz und George Orwell, füllen ein Regal im Arbeitszimmer. „Wenn man in das 27. Jahrhundert schaut und sich mal die Probleme anguckt, dann relativieren sich die eigenen.“ Es ist seine Art, zu trauern.

Drei Jahre nach Andrés Tod lernt er Edda kennen. In einem Internetforum. Edda, blond, Lidschatten, eine schillernde Erscheinung, ist „Trainerin für mentale Psyche“, geschieden, zweifache Mutter und zweifache Oma.

Mit breitem Lächeln erscheint sie in der Tür, die aus dem Wohnzimmer in den Garten führt, stellt sich hinter Engemaier, legt die Hände auf seine Schultern. Sie küssen sich wie frisch Verliebte. Den André hat Edda nicht mehr kennengelernt. Aber die Eva.

Als Eva Engemaier im Juli 2013 auf dem Krankenhausbett liegt, die Haare ganz kurz, hat sie schon längst eine neue Blutgruppe: A, die vom Stammzellenspender, nicht B, ihre eigene. Am Tag, an dem Engemaier seine Tochter das letzte Mal sieht, ist sie blass, fast grau. Sie bekommt kaum Luft. Er umarmt sie. Sie winkt ihm zum Abschied, so viel Kraft hat sie noch. Am nächsten Morgen ist Eva eingeschlafen. Sie war 37 Jahre alt, Ehefrau und dreifache Mutter.

Bevor sich die Metastasen in Evas Lymphdrüsen ausgebreitet hatten, forschte sie selbst über Stammzellen an der Universität Leipzig. Er betont das, ihre Lebensleistung. In einer Tageszeitung erscheint die Todesanzeige. „Da hätte doch Dr. med. stehen müssen. Und nicht bloß Eva Engemaier. Das kann man so nicht stehen lassen.“

Er tobt, schreit, weint. Es fühlt sich an wie ein Fehler, als er zum zweiten Mal am Grab eines seiner Kinder steht. Als die Trauergäste in die Dorfgaststätte zum Kaffeetrinken aufbrechen, wird ihm übel. Auf dem Heimweg von Zittau lenkt Edda den Wagen.

Die Trauer schreibt er sich auf Facebook von der Seele.

26. Juli 2013, 19:11. „... es sind nur Tage vergangen... doch wie viele Tage müssen noch vergehen, damit der Schmerz vergeht?“

Er trinkt. Nicht so viel, dass er die Kontrolle verliert. Aber so, dass der Alkohol manchmal Überhand nimmt. Er macht eine Therapie. 25. März 2014, 18:12. „...nun wird es bald ein Jahr sein, dass ich jeden Abend drei Kerzen anzünde, und mich frage – wie ich dies alles durchstehen kann?“

Engemaier wird selbst im Netz aktiv, registriert sich auf Twitter, LinkedIn, MyHeritage, Whatsapp, Messenger, Dropbox. Hin und wieder sucht er nach seiner verstorbenen Tochter. Bing und Google spucken aus, was über sie im Netz vorhanden ist.

Engemaier lernt seine Partnerin Edda in einem Internetforum kennen. Das Paar ist glücklich, verreist, fährt Rad und spielt am liebsten Tischtennis.



Lehre in Niedersachsen. Hier hat Peter Engemaier vor 18 Jahren neu angefangen.



Der Münchner
Christopher Eiler
hat die Firma
Columba mitbegrün-
det. Die Software
des Unternehmers
sucht nach Daten
von Verstorbenen
im Internet.



In Deutschland sind 87 Prozent der Bevölkerung online. Im Jahr 2017 waren das 64,5 Millionen Menschen.

In der Regel sind es pro Sterbefall zwölf Ab- oder Ummeldungen. „Aber heute hatten wir einen Fall, da waren es sogar dreiundsechzig.“



„Wir unterhalten uns hier nicht über den Tod. Ne, im Ernst jetzt. Wir arbeiten einfach mit Datensätzen.“

Er findet ein Social Media-Profil seiner Tochter, das Konto wurde eingefroren, bleibt aber abrufbar. Ein unkenntlich gemachtes Foto, 57 Kontakte, Geburtsdatum, daneben ein Kreuz. Unter dem Lebenslauf werden Besucher der Seite aufgefordert: „Sagen Sie Ihren Freunden und Bekannten, wie Sie sich an sie erinnern.“ Zur Auswahl stehen: Humorvoll, clever, gutaussehend, Sahneschnitte, cool, Kumpel, mein Schwarm. Die Bewertungen sind nicht öffentlich.

Berlin Kreuzberg, Ritterstraße 3. Hinter einem schattigen Eingang breitet sich ein Innenhof aus, er dient zum Parken, aber vor allem zum Rauchen. Zwei Bürogebäude mit waldgrüner Fassade, Sitz der Firma Columba. „Wir sind ein Dienstleister für Bestattungsunternehmen“, sagt Mitbegründer Christopher Eiler, 44, Poloshirt und zerraupte Haare. Columba ermittelt Nutzerkonten von verstorbenen Personen, veranlasst die Deaktivierung

von Facebook-Accounts und überträgt bestehende Abonnements auf Angehörige.

Die Leute, sagt Eiler, stellen sich die Arbeit bei Columba oft so vor: Sherlock Holms sitzt mit einer Lupe vor dem Computer und sucht nach Daten. „Aber ich muss sie enttäuschen: Bei uns sucht niemand persönlich nach Daten. Das macht unsere Software.“ Columba ist Latein und bedeutet Taube. „Wir sind wie eine digitale Brieftaube und bringen die Sterbefallinformation im Auftrag der Hinterbliebenen zu den Vertragspartnern der verstorbenen Person.“

Obwohl sich die Columba-Mitarbeiter jeden Tag mit dem Tod befassen, gehen sie damit locker um. Ein junger Mann öffnet die Tür, geht vorbei an einem Kicker-Tisch und Clubmate-Kisten in den Arbeitsraum der Software-Entwickler. Tastaturen klackern. Sechs Männer, sie tragen Cappies und Adiletten, sitzen hinter Dell-Computern und sagen, sie machen „irgendwas mit Computern“. Lachen.

Von persönlichen Schicksalen bekommt ein Programmierer nicht viel mit, sagt einer. „Wir unterhalten uns hier nicht über den Tod. Ne, im Ernst jetzt. Wir arbeiten einfach mit Datensätzen.“ Die Auftraggeber von Columba sind Bestattungsunternehmen, insgesamt 1 500 aus Deutschland, Österreich und Holland. 100 000 Todesfälle waren es im vergangenen Jahr, Tendenz steigend.

In Deutschland kümmert sich der Bestatter traditionell um die Formalitäten nach dem Todesfall, Kostenpunkt: zwischen 100 und 350 Euro. Die Friedhofsverwaltung, Krankenkassen, Kirche und das Standesamt werden verständigt, Versicherungen geregelt, Zeitungsabonnements gekündigt und immer häufiger wird der digitale Nachlass erfasst. Das Problem dabei: Die meisten Angehörigen wissen nicht, wo der Tote überall angemeldet war. Diese Unwissenheit ist belastend. Plötzliche Emails, in denen an den Geburtstag des Toten erinnert wird, sind schmerzhaft. „Aber wenn es sich um kostenpflichtiger Account handelt, dann wird es auch noch teuer“, sagt Eiler. Wenn niemand über den Todesfall informiert, werden die Zahlungen vererbt.

Die Angehörigen bitten den Bestatter um Rat. Manchmal rufen sie aber direkt bei Columba an. „Hier bekommen die Datensätze dann Gesichter“, sagt ein Mitarbeiter Anfang 30. Meistens sind die Toten im hohen Alter gestorben. Aber manchmal ist jemand aus dem eigenen Jahrgang dabei. „Das lässt einen dann schon kurz nachdenken, wenn einer 1990 geboren ist“, sagt er und wendet die Augen kurz



Im vergangenen Jahr hat Columba Daten zu 100 000 Todesfällen ausfindig gemacht.

vom Bildschirm ab. Manchmal, sagt er, ruft wer an und ist wütend, oder weint, oder aber ist gefasst. Er suche dann manuell nach den Daten des Toten. Und am Ende des Telefongesprächs wünscht er dem Anrufer einen schönen Tag. „Das fühlt sich komisch an. Aber wir müssen hier einfach Distanz wahren.“

Für die Internet-Suche benötigt Columba nur die Sterbedaten und -urkunde, keine Passwörter, die werden ohnehin in den seltensten Fällen dokumentiert und vermacht. In der Regel sind es pro Sterbefall zwölf Ab- oder Ummeldungen. „Aber heute hatten wir einen Fall, da waren es sogar dreiundsechzig.“

Columba fragt in der Regel bei 250 Internetunternehmen ab, ob der Verstorbene ein Kunde war. Wenn das der Fall ist, greift die Nachlassverfügung. Der Erbe entscheidet, ob das Konto fortgesetzt, übertragen oder gelöscht wird. „Wobei gelöscht noch lange nicht gelöscht heißt. Die Konten werden deaktiviert“, sagt Eiler.

Engemaiers Sohn André ist so früh gestorben, dass nicht mehr als eine Emailadresse von ihm bleibt. Doch für seine Tochter wünscht er sich, dass sie im Internet zur Ruhe kommt. Vergeblich. Denn der Erbe des digitalen Nachlasses ist nicht er, sondern Evas Mann. „Wahrscheinlich war der Ehemann ihr näher als ich, hat sie besser gekannt und weiß schon, was das Richtige ist.“ Das Leben von Evas Familie gehe schließlich weiter, vor allem das der Kinder. Sie haben die Mama schon gegoogelt.

Eines fürchtet er. Dass jemand Daten seiner Tochter missbraucht. Daten, von denen vielleicht niemand weiß. Fotos oder Nachrichten, die irgendwann und irgendwo wieder auftauchen. Vor kurzem erst wurde sein Amazonkonto gehackt. „Und wenn man an mein Amazonkonto kommt, dann kommt man ja an andere Sachen auch ran.“ Er will nicht mit Misstrauen durchs Leben gehen. Seinen Account bei Amazon hat er gelöscht.

Engemaier latscht in Trekkingsandalen durch sein Wohnzimmer, vorbei an den Fotos von gemeinsamen Urlaubsreisen mit Edda, eine Staffelei mit Leinwand steht vor Topfpflanzen, Herzen aus Glas und Schmetterlinge aus Plastik baumeln von der Decke. Er steigt eine hölzerne Wendeltreppe empor und öffnet die Tür zu seinem Arbeitszimmer.

Ein Raum wie ein Schrein.

Auf einer Anrichte ein runder Würfel. „Der gehörte André. Da musste er immer lachen.“ An der Wand eine hölzerne Uhr. Sie zeigt nur

Das Startup-Flair täuscht: Columba wird so schnell nicht verschwinden. Die Firma arbeitet bereits mit 1500 Bestattungsunternehmen zusammen.

eine Uhrzeit an. 14:20 Uhr. Andrés Todeszeitpunkt. Darunter ein Plüschhund. „Der gehörte Eva.“ Aus einem Regal lächeln Engemaiers Kinder. Oben die Fotos der Lebenden, unten die der Toten.

Sachte und bestimmt, immer darauf bedacht, nicht zu lange auf einer Seite zu verharren, blättert er durch ein schweres Fotoalbum. Das Pergaminpapier raschelt. Fotos aus den 70ern, 80ern, aufgenommen mit einer Werra 3-Kamera, Carl Zeiss Jena. Die Familie an der Ostsee, Evas erster Schultag. Er seufzt angesichts dieser Reise durch die Zeit. „Wenn man damals gewusst hätte, wie sich das alles entwickelt. Aber zum Glück hat man es nicht gewusst.“

Er klappt das Buch zu. „Wissen Sie“, sagt er, „der Mensch schafft es, zu vergessen. Im Gegensatz zum Internet.“



Für die Internet-Suche benötigt Columba nur die Sterbedaten, keine Passwörter, die werden ohnehin in den seltensten Fällen dokumentiert und vermacht.



VALENTIN SEUSS & DANIELA PRUGGER

Wie wir mit unseren Daten umgehen wird viel diskutiert. Doch was passiert, wenn wir sterben? Diese Frage stand am Anfang der Recherche. Deshalb trafen wir Peter Engemaier. Das Internet hat sein Leben und die Art, wie wir trauern, verändert. Das Thema betrifft uns alle.

Mensch Rüdiger!

Schleierwolken
– oder doch ein
Giftgasangriff?
Rüdiger Hoffmann
hat eine eigene
Antwort.



Rüdiger Hoffmann sieht sich als Freiheitskämpfer, der dem deutschen Volk die Augen öffnen will. Seine Verschwörungstheorien tarnt er als Satire. Es ist aber keine Satire. Nichts ist, wie es scheint. Reise in eine ver-rückte Welt.

Rüdiger Hoffmanns Stimme hallt über den Dresdner Neumarkt. „Deutschland befindet sich vertragsmäßig im Krieg!“ ruft er. „Deutsche Innenstädte sind teilweise zu fünfzig Prozent von Migranten besiedelt und dreißig Millionen sollen noch kommen.“ Hoffmann, in Camouflage-Shorts, Kurzarm-Hemd und Nickelbrille spricht schnell. Immer wieder appelliert er an die vorüberziehenden Passanten: „Darüber müssen Sie mal nachdenken!“

Ein Montag Ende Juli. Rüdiger Hoffmann, 51, hält eine Kundgebung vor der Dresdner Frauenkirche. Um ihn herum stehen Grüppchen seiner Mitstreiter. Die kleine Truppe hat groß aufgefahren. In einem knallorangenen Bulli trägt ein Verstärker Hoffmanns Stimme über den Neumarkt, davor ein sechsarmiger Fahnenständer, in dem neben anderen die Fahne der Sowjetunion und die des Königreichs Sachsen stecken. Die der Bundesrepublik ist nicht dabei. Eine Kinderschaufensterpuppe mit Strohhut dient als Deko. Am Bus liegen Flyer aus. „Staatenlos.info“ steht darauf. Und: „Die Generallösung zur Befreiung aus der faschistischen Diktatur in Europa“.

Einige Menschen, die an diesem schwülen Abend über das Kopfsteinpflaster flanieren, bleiben für einen Moment stehen. Wie gebannt starren sie Hoffmann an. Nach wenigen Sätzen gehen die meisten weiter, kopfschüttelnd. Hoffmann stört das nicht. Für ihn sind Menschen, die ihm keinen Glauben schenken, „Schlafschafe“. Sie aufzuklären sieht er als Lebensaufgabe.

Die „Wahrheit“ in Hoffmanns Welt besagt, dass der deutsche Staat eine fremdverwaltete Kolonie der West-Alliierten ist. Beweis dafür sei, dass nach Ende des Zweiten Weltkriegs mit mehr als fünfzig Nationen keine Friedensverträge geschlossen worden seien. Nur Russland, beziehungsweise Putin allein, könne Deutschland aus den Fängen westlicher Strippenzieher befreien. Der Verfassungsschutz führt Hoffmann als „Reichsbürger“. Er selbst sagt: „Ich bin in erster Linie Mensch, ein freibeseeltes Lebewesen. Mensch Rüdiger! Ich stehe ein für Heimat und Weltfrieden.“

...

Wie Hoffmann einen Info-Abend sprengt und einen Hahn interviewt

Die Reise beginnt in Seiffhennersdorf, im südöstlichsten Zipfel Sachsens, kurz vor der tschechischen Grenze. Der Ort zählte zur Wende noch knapp 7000 Einwohner, seither ist die Hälfte abgewandert. Viele Häuser stehen leer. In Gründerzeitvillen fehlen Fensterscheiben, an Fachwerkhäusern bröckelt Putz.

Kurz vor 19 Uhr parkt Hoffmann seinen dunkelblauen VW-Passat vor einer baufälligen Backsteinvilla. Mit ihm steigen seine Lebensgefährtin Susanne Elsner und Dieter Bornstedt aus. Sie, kurzer Rock, langes wasserstoffblondes Haar, viel Schminke. Er, tiefgebräunte Haut, kurzes schwarzes Haar, Longsleeve. Beide um die 50 Jahre alt. Ihren richtigen Namen, wollen sie nicht veröffentlicht wissen.





Infostand der „Staatenlosen“
in Dresden. Sie wollen
keine „Reichsbürger“ sein
und glauben doch, Deutschland
sei kein legitimer Staat.





Immer wieder bekommen die sächsischen „Staatenlosen“ bei ihren Mahnwachen Besuch von der Staatsgewalt. Dann wird über die Rechtmäßigkeit von Verordnungen gestritten.



Der Maschendrahtzaun soll die „Reichshühner“ am Ausbrechen hindern. Auch bei den Menschen, findet Viola Mühl, sollten sich „die Rassen nicht vermischen.“



Bei seinen Mahnwachen spielt Rüdiger Hoffmann gern mit Plastikentens. Hier imitiert er die Merkel-Raute. Für Hoffmann ist die Kanzlerin ein „Nazi“.

Die sächsischen „Staatenlosen“ auf Mühls Vereinshof. Es gibt Nudelsalat mit Mayonnaise.





Auf dem Hof kommt ihnen freudestrahlend eine zierliche Frau mit weißem Kurzhaarschnitt entgegen. Sie trägt Leggings mit Dschungelaufdruck und keine Schuhe. Auf Zehenspitzen umarmt sie ihre Gäste. Viola Mühl, Mitte fünfzig, ist die Hausherrin, Leiterin des sächsischen Ablegers von Hoffmanns Initiative „für Heimat und Frieden“ und seit Jahren enge Vertraute. Sie hat zu einem Info-Abend eingeladen.

Hoffmann hat vor über zehn Jahren einen Verein namens „Staatenlos.Info“ gegründet und seither ein bundesweites Netzwerk aufgebaut. Wie in Dresden vor der Frauenkirche halten etliche „Staatenlose“ am Hamburger Jungfernstieg, vorm Wittenburger Rathaus und auf der Kölner Domplatte sogenannten Mahnwachen ab. In Berlin protestieren sie seit dreieinhalb Jahren vor dem Reichstag, täglich. Hoffmann ist ihr Anführer. Oder wie der Verfassungsschutz sagt: ein „Milieumanager“.

Auf dem Hof von Viola Mühl warten schon acht Gäste. Hoffmann, Elsner und Bornstedt schütteln Hände mit Männern und Frauen, die bis eben auf Holzbänken vor bunt gestreiften Tischdecken gesessen und Bier aus schweren Kristallkrügen getrunken haben. Doch nun kommt Bewegung in die Gruppe. Die Gäste beginnen sich zu unterhalten. Es wirkt wie eine Übersprungshandlung, als wären sie aufgeregt, Hoffmann zu begegnen.

Alle kommen aus Sachsen, außer der einzigen Frau neben Viola Mühl. Sie ist in der Türkei geboren und in Bayern aufgewachsen. Zwei Männer tragen das sächsische Wappen als Tattoo. Der eine auf dem Oberarm, der andere auf dem Hals. Knapp über dem Tattoo auf dem Hals steht die Abkürzung A.C.A.B., für „All Cops Are Bastards“. Er sei einmal Punk gewesen, sagt er. Ein Vater hat seine drei Kinder mitgebracht, die mit einem Pitbull spielen. Auf dem Hof steht der orangene Vereinsbus plus Fahnenständer. Davor ein Schild mit der Aufschrift: „Schon einmal vorab: Wir sind keine Reichsbürger“.

So bunt die Gäste auf Mühls Hof, so bunt ist das Milieu der „Reichsbürger“. Nach Schätzungen des Verfassungsschutzes gibt es deutschlandweit etwa 18 000 von ihnen, aber die Szene ist zersplittert. Etwa tausend gehören laut Verfassungsschutz zur rechtsradikalen Szene. Aber es finden sich auch Öko-Aktivistinnen und Esoteriker darunter. Reichsbürger nennen sich nur wenige.

Weil der Begriff so schwammig ist, bezeichnen Sozial- und Politikwissenschaftler Menschen wie Rüdiger Hoffmann als „Souveränisten“. Denn darin liegt der kleinste gemeinsame Nenner der heterogenen Szene: in der Behauptung, der deutsche Staat sei nicht souverän. Einige rechtfertigen mit dieser Aussage, keine Steuern zu zahlen und überziehen die Verwaltung als „Papier-Terroristen“ mit Widerspruchsschreiben. Andere rufen ihre Wohnung oder ihr Haus als Staat oder Königreich aus, ernennen sich selbst zu dessen Oberhaupt und basteln sich eigene Ausweise.

Was in der Öffentlichkeit oft als Realsatire ankommt, spiegelt eine ernst zu nehmende gesellschaftliche Entwicklung wider, sagt Melanie Hermann. Sie ist Refe-

Eine kleine Video-Kamera ist sein ständiger Begleiter. Sie lagert in seiner Umhängetasche wie eine Waffe in einem Holster, stets bereit für den nächsten Einsatz.



Simon P., der seinen echten Namen nicht preisgeben möchte, war früher einmal Punk. Heute ist er ein „Staatenloser“.

rentin bei der Amadeu-Antonio-Stiftung, die Projekte gegen Rassismus und Antisemitismus fördert. Seit mehr als einem Jahr beobachtet sie das Milieu der Reichsbürger.

Hermann sagt: „Reichsbürger ist in den Medien zum Modewort geworden. Dabei geht es um Verschwörungsideologien, die rechtes Gedankengut wieder gesellschaftsfähig machen“. Seit den tödlichen Schusswechseln zwischen Reichsbürgern und Polizeibeamten im Jahr 2016 sind auch die Behörden alarmiert und beobachten das Milieu seither verstärkt.

Viele finden über das Internet in das Milieu. Zum Beispiel über Foren, in denen sich Bürger darüber austauschen, wie man die Rundfunkgebühren verweigert oder sich gegen sogenannte Owis, Ordnungswidrigkeitsverfahren wehrt. Auch Hoffmann betreibt einen Blog. Seine Besucher verlieren sich in einem Dickicht aus wirren Abhandlungen über ein Nazi-Deutschland, das von westlichen Mächten gesteuert werde. Seinen Verein „Staatenlos.Info“ will er als antifaschistische Initiative zur Wahrheitsfindung und Aufklärung verstanden wissen.

Das Herzstück von Hoffmanns virtuellem Aktivismus ist sein Youtube-Kanal. Eine kleine Video-Kamera ist sein ständiger Begleiter. Sie lagert in seiner Umhängetasche wie eine Waffe in einem Holster, stets bereit für den nächsten Einsatz. Fast täglich nimmt er Video-Botschaften für seine mehr als 14 000 Abonnenten auf. Einige zeigen ihn bei seinen Kundgebungen, andere bei Diskussionen mit Polizeibeamten. Wieder andere dokumentieren seine Ausflüge an historische Orte, an denen er nach Beweisen für seine Theorien sucht. Hoffmann, der Indiana Jones aus Wittenburg, seiner Heimatstadt in Mecklenburg-Vorpommern. Die Botschaft ist im-



mer dieselbe: Politik und Medien wollen nicht, dass die Wahrheit ans Licht kommt. In den folgenden Tagen wird er ein Dutzend dieser Videos drehen.

Lernt man ihn kennen, gibt sich Hoffmann offen, gelassen und humorvoll, betont immer wieder, nur für Frieden, Selbstbestimmung und gegen die Nazi-Diktatur zu kämpfen. Schaut man sich seine Biographie genauer an, offenbart sich ein Bruch. Dreimal hat Hoffmann seinen Namen ändern lassen. Von Manthey zu Klasen zu Hoffmann. Als er Anfang der Neunziger noch Klasen hieß, war er selbständig und Mitglied der NPD. Weil er einen Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim organisierte, den Jugendliche ohne sein Beisein ausführten, wurde er wegen versuchten Mordes, schwerem Landfriedensbruch, gefährlicher Brandstiftung und versuchter gefährlicher Körperverletzung zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Nach einem Jahr kam er frei und wurde, wie er behauptet, wegen „traumatischer Erfahrungen während der Haft frühberentet“. Der taz sagte er vor zwei Jahren, er sei zu seiner NPD-Mitgliedschaft „verführt“ worden. Klingt, als habe er dieses Kapitel abgeschlossen, doch das Gedankengut, das er verbreitet, gleicht dem von damals.

In Seiffhennersdorf verteilt Viola Mühl Nudelsalat mit Mayonnaise. Aus dem Lautsprecher des Vereinsbullis tönt „Das alles ist Deutschland“ von den Prinzen. Hoffmann spricht ohne Unterlass gegen die Musik an, doziert über Banken, die Elite und vom „Spiel“, das alle spielten, um „das Volk an der Nase herum zu führen“. Alle hören zu, vereinzelt Nicken, besorgte Mienen.

Dann möchte Hausherrin Mühl ihren Gästen den neuen Hühnerstall der Hausherrin zeigen. Auf dem Weg zum Stall erzählt die ehemalige Rettungssanitäterin, dass sie nichts mehr „mit dem System“ zu tun haben

Es folgt sein zweites Video an diesem Abend – ein Interview mit Hahn Wilhelm. Der sei verdächtig, weil er weiß- schwarzes Gefieder und einen roten Kamm habe.



Hoffmann interviewt den „Reichshahn“ Wilhelm. Ob seine Reichshühner und er eine Revolte plant, fragt er ihn.

will, zeigt auf zwei Gewächshäuser, in denen sie Gemüse anbaut. Milch hole sie direkt nach dem Melken vom Bauern, zum Supermarkt gehe sie schon lange nicht mehr. Für Zigaretten und Maniküre aber mache sie eine Ausnahme. Für beides fährt sie rüber nach Tschechien. Seit Jahren sei sie nicht mehr krankenversichert. „Ich weiß einfach, dass mein Körper niemals Krebs bekommen wird“. Als sie noch versichert war, wurden ihr drei Knoten aus der Schilddrüse entfernt. „Aber die waren ja gutartig“.

Mühl hat ihren Job aufgegeben, weil sie sich fragt: „Warum soll ich mich für ein Land kaputt arbeiten, das mir nichts zurückgibt?“ Sie habe sich schon zu DDR-Zeiten von der Politik betrogen gefühlt. Nach der Wende sei sie nach West-Deutschland gezogen. „Ich dachte, da wird alles besser sein. Aber war ja dann nicht so“. Sie habe sich immer ausgebeutet gefühlt. Heute lebe sie selbstbestimmt, „nach der eigenen Uhr“ und vor allem „mit der Natur“.

Für die Kosten der Mahnwachen, Sprit für den Vereinsbus oder das Drucken von Flyern hat sie ein Spendenkonto eingerichtet. Auf ihrem Facebook-Profil wirbt sie in leuchtender Farbe: „Jeder Euro hilft uns weiter diese schwere Arbeit unter Lebenseinsatz täglich zu überstehen und mit euch zu siegen für uns ALLE. Herzliche Heimatgrüße ;)“. Wie viel auf dem Konto landet, möchte sie nicht sagen. Auch Hoffmann gibt über Spenden keine Auskunft.

Am Stall angekommen, ruft Hoffmann seinem Freund Bornstedt zu: „Dieter, bring mir die Kamera, schnell!“. Es folgt sein zweites Video an diesem Abend – ein Interview mit Hahn Wilhelm. Der sei verdächtig, weil er weiß-schwarzes Gefieder und einen roten Kamm habe, kommentiert Mühl. Schwarz, Weiß, Rot – ein wahrer Reichshahn also. Der Hahn wird unruhig, weil Hoffmann mit einem Bein in seinem Stall steht. Er kollert drohend. Hoffmann ist amüsiert, fragt weiter: Ob die Reichshühner eine Revolte plant, ob sie die Nazi-BRD endlich stürzen wollten. Alle kichern.

Hoffmanns Talent, Dinge zu ironisieren oder in Sarkasmus zu kleiden – auch die, die er ernst meint – soll ihn schützen. Vor zwei Jahren hat er dem Vereinsnamen „Staatenlos.Info“ den Beinamen comedian gegeben. In seinen Videos lässt er immer wieder bunte Quetsche-Enten auftreten, die er für Politiker oder andere Feinde sprechen lässt. Indem er seinen Aktivismus als politische Satire tarnt, glaubt er, vor juristischen Schritten geschützt zu sein.

...

Wie die Staatenlosen Wolken deuten und in ein Bergdorf einfallen

Das Thermometer zeigt knapp 30 Grad, als Hoffmann, Mühl, Elsner und Bornstedt am nächsten Morgen in den VW-Kombi steigen. Hoffmann will auf Spurensuche gehen. Spuren, die seine Welt zusammenhalten, damit sie nicht ins Wanken gerät. Doch auf dem Weg zum ersten





Am Rucksack trägt Viola Mühl das St. Georgsband, Erkennungszeichen Russischer Nationalisten und einen „Staatenlos“-Button



Viola Mühl streichelt eine Burgmauer: „Früher wussten die Menschen noch, wie man richtig baut“, sagt sie.



Hoffmann in der Burg Oybin.
„Wir werden von vorne bis hinten getäuscht!“



Barocke Kirche von Oybin: Überall okkulte Symbole, meinen die „Staatenlosen“.

Am Rande der Mahnwache in Dresden verlangt ein Polizist von Simon P., ein Handy-Video zu löschen.



Zeigefinger immer im Einsatz. Die „Staatenlosen“ fühlen sich im Besitz der „Wahrheit.“



Stopp, dem Kurort Oybin im Zittauer Gebirge werden die „Staatenlosen“ aufgehalten. Von ein paar Wolken.

An einer Tankstelle kurz hinter der Grenze haben sie sich gerade mit tschechischen Zigaretten eingedeckt, als Hoffmann außer sich gerät. Mit gestrecktem Arm zeigt er gen Himmel, durch dessen Blau ein paar Wolkenstreifen ziehen. „Jetzt schaut euch das an! Keine einzige natürliche Wolke am Himmel!“, ruft er. Bornstedt erklärt: „Da wird eindeutig wieder Gift gesprüht. Um das Wetter zu manipulieren. Die stammesdeutschen Bauern, die noch autark wirtschaften, sollen dadurch geschwächt werden. Und was glaubst du, woher die ganzen Krankheiten kommen? Krebs und so?“ Hoffmann dreht ein kurzes Video, in dem er Datum, Uhrzeit und Ort festhält. Als Beweis.

Hoffmann und Bornstedt sind Anhänger der Chemtrail-Theorie, ein Klassiker unter den Verschwörungstheorien, die besagt, dass Kondensstreifen sichtbare Beweise einer großangelegten Verbreitung von Chemikalien seien.

Dieter Bornstedt ist Elektromechaniker und sagt, er sei „seit längerer Zeit vom Dienst freigestellt“. Was das bedeute, sei „zu kompliziert zu erklären“. Er sagt es mit gesenktem Blick. Ein andermal erzählt er von den vielen Reisen, die er früher gemacht habe, als er noch nicht allein gewesen sei. Heute habe er die Lust daran verloren. Er ist ein zurückhaltender Typ mit gebeugter Haltung. Er würde niemals wie Hoffmann vor der Kamera stehen wollen, sagt er. Wenn er aber die Zusammenhänge zwischen Klimakatastrophe, Kondensstreifen und Krebs erklärt, wird er ein Stück größer.

Zwanzig Minuten später erreichen die „Staatenlosen“ Oybin. Hoffmann schwingt die Kameratasche über die Schulter und geht voran. Die Expedition kann beginnen.

Kaum eine Viertel Stunde später, entdeckt er den ersten Hinweis: Auf einem Grenzstein am Ortsrand glaubt er eine Wolfsangel, eine Rune, zu erkennen. Aufgeregt drückt er Bornstedt die Kamera in die Hand und befiehlt draufzuhalten. Lebensgefährtin Elsner sagt: „Das ist ein Zett“. Oybin liegt im Zittauer Gebirge und das Zett in Zittaus Wappen sieht dem auf dem Stein sehr ähnlich. Aber Hoffman fährt sie an: „Nein! Ruhig jetzt! Das ist eine Wolfsangel!“ Ein klarer Beweis dafür, dass Deutschland noch immer von Nationalsozialisten regiert wird.

Rüdiger Hoffmann duldet keine Widersprüche. Ein Satz, den er an diesem Tag öfter sagen wird, lautet: „Jetzt schließt sich der Kreis.“ Weil er sich stets sicher ist, scheinen ihm Mühl, Bornstedt und Elsner bereitwillig in diese Welt zu folgen.

Melanie Hermann von der Amadeu-Stiftung sagt: „Viele Souveränisten suchen nach autoritärer Führung und gleichzeitig bringt das Milieu solche narzisstischen Führungspersönlichkeiten selbst hervor“. Sie wüssten nicht nur, wo es lang geht, sie nähmen ihren Anhängern auch Verantwortung für ihr persönliches Unglück, in-

„Da wird eindeutig wieder Gift gesprüht. Um das Wetter zu manipulieren. Die stammesdeutschen Bauern, die noch autark wirtschaften, sollen dadurch geschwächt werden.“



**HELENA LEA
MANHARTSBERGER &
NORA BELGHAUS**

Zum Ende der Recherche wurden wir Teil von Hoffmanns Verschwörungsideologie. Manchmal vermutete er in uns Gesandte des „Systems“, die ihn als „Reichsbürger“ bloßstellen sollten. Ein andermal sagte er, er müsse uns vor „den da oben“ schützen, denn wenn wir nicht aufpassten, könnten wir leicht „verschwinden“.

dem sie die Schuld für alles Böse einer klar abgegrenzten Gruppe von Gegenspielern zuwies – „denen da oben“. „Daran erkennt man, dass Verschwörungsideologien nicht viel mit politischen Idealen zu tun haben. Es geht vielmehr um die identitätsstiftende Funktion, die sie für ihre Anhänger haben“.

Hoffmann lässt von der Nazi-Rune ab und holt sich ein Straciatella-Kiwi-Eis. Die Sonne brennt, der Weg ist steil. Eine Bergkirche ist das nächste Ziel. An der Spitze des Kirchturms findet Hoffmann ein weiteres Indiz: Eine goldene Halbmondsichel. Ein Beweis, dass Deutschlands Nazi-Regierung eine „Islamisierung“ plane. „Da sieht man mal, wie wir hier von vorne bis hinten getäuscht werden!“, ruft er. Touristen schauen sich verdutzt nach ihm um.

Die Gruppe erreicht den Gipfel. Mühl ist außer Atem, keuchend sagt sie, „Vermischung entwurzelt die Menschen“. Und dann: „Rassismus ist für mich die mutwillige Züchtung neuer Rassen“. Aber Rasse sei ein hässliches Wort. „Sagen wir lieber Art“. Hoffmann klinkt sich ein und spricht von einem Zionistischen Gottesstaatsmodell, von der BRD-Propaganda, nach der es immer nur um den Davidstern gehe. Elsner nickt: „Und wenn wir uns nicht um die Heimat kümmern, laufen wir bald alle mit Kopftuch herum“.

Die Staatenlosen stehen schnaufend auf dem Hochplateau. Physisch anwesend und doch in weiter Ferne. Sie reden durcheinander. Keiner hört dem anderen zu. Aus Hoffmanns Nazis, denen er in seinen Video-Botschaften die Schuld an allem Unheil gibt, sind plötzlich Zionisten geworden.

...

Wie Hoffmann seine Hand ausstreckt und doch niemand nach ihr greifen lässt

Die Reise endet nach drei Tagen in Dresden. Ein Montagabend, der Tag, an dem Viola Mühl jede Woche mit einer Handvoll Gleichgesinnter vor der Frauenkirche steht. Hoffmann liest durchs Mikrofon einen Text aus einem rechtspopulistischen Nachrichtenmagazin vor. Die Autorin zählt darin auf, was und wer von „der Islamisierung“ betroffen sei: „Von Ihrem Hund über Ihre Weinvorräte bis zu Ihrem schwulen Nachbarn!“

Eine Frau, die eine Weile zugehört hatte, verliert die Fassung. „Glauben Sie den Scheiß eigentlich selbst, den sie da sagen?“, ruft sie. Auch Mühl ist in eine Diskussion mit einem Passanten verwickelt. Gestikulierend versucht er ihre Theorie vom noch immer existierenden Dritten Reich zu widerlegen. Mühl bleibt ruhig, stur lächelt sie ihn an. Zeigt immer wieder auf den Staatenlos-Flyer, den sie in den Händen hält.

Hoffmanns Stimme geht für einen Moment im Glockengeläut der Frauenkirche unter. Acht Uhr abends. Mühl muss die Lautstärke drosseln, wie es der Leiter des städtischen Ordnungsamtes so angeordnet hat. Und Hoffmann? Der drückt Bornstedt das Mikrofon in die Hand und redet weiter. Immer weiter.

Was bleibt

Lion Klima
stirbt mit
19 Jahren,
weil er nicht
mehr leben will.
Er hinterlässt
Familie und
Freunde mit
vielen Fragen:
Hätten wir
ihn aufhalten
müssen?
Hätten wir
ihn aufhalten
können?



Vitus Irrgang
wusste, dass
sein Sohn krank
ist. Er sagt,
er hätte für ihn
da sein müssen.
Er sagt, er habe
ihn im Stich
gelassen.



Der Vater hofft, er wird seinen Sohn im Jenseits wiedersehen. Ein Jahr nach Lions Tod war er kurz davor, sich ebenfalls das Leben zu nehmen.

Zwölf Tage vor seinem Tod schreibt Lion Klima. „Hallo, heute werde ich hoffentlich endlich den Mut haben mir das Leben zu nehmen.“ Eine Woche vorher sagt er zu seinem Vater: „Am 15. Februar bring ich mich um.“ Am Tag vor seinem Tod schreibt er eine SMS an seine Mutter: „Morgen ist es ja eh vorbei.“ Am Tag seines Todes schreibt Lion seiner Ex-Freundin: „Hallo Liebes, heute ist unser Zweijähriges. Ich vermisse dich so sehr.“ Er ruft sie mit unterdrückter Nummer an, sagt nichts.

20 Minuten danach kommt der Zug.

„Lion war ein Träumer“, sagt sein Vater. „Manchmal schreckte er hoch, wenn jemand mit ihm sprach.“ „Er war anders als die Leute im Dorf“, sagt ein Freund. „In der Klasse war er immer der bunte Vogel, zu Hause lag er oft eingerollt auf dem Bett und weinte“, sagt seine ehemalige Freundin.

Lion stirbt mit 19 Jahren, hundert Meter vom Wohnhaus seiner Ex-Freundin entfernt. Am 15. Februar 2012 legt er seinen Kopf auf ein Gleis und wartet, bis der Zug kommt. Sein Tod teilt das Leben seiner Eltern, seiner Freunde in ein Davor und ein Danach. Zurück bleiben ein Vater, der lieber tot wäre, eine Mutter, die ihre Trauer in Alkohol ertränkt und zwei Jahre nach ihrem Sohn stirbt. Freunde, die einander aus den Augen verlieren, eine Ex-Freundin, die seither Angst vor Gefühlen hat. Sie alle haben nie miteinander darüber geredet, was passiert ist. Auf die Frage, warum er starb, erzählen sie unterschiedliche Geschichten, geben am Ende aber die gleiche scheinbar einfache Antwort: Er war krank.

Schuld hat sich in ein Gesicht gegraben, das selten lacht. Vitus Irrgang, der Vater, lenkt seinen Wagen über eine Straße bei Osterhofen, 150 Kilometer nordöstlich von München, vorbei an Kartoffeln und Mais. An einer Schotterstraße hält er an, steigt aus, geht ein Stück – bis er etwas erkennt, das er nicht sehen will. Er dreht um, hustet, es klingt, als würde er ersticken. Es ist das dritte Mal, dass er in die Nähe des Ortes geht, an dem sein Sohn starb. Einen Meter vom Gleis entfernt steht ein Holzkreuz, darauf das Bild eines lächelnden Jungen. Langer Hals, schmaler Kopf, zerzaustes Haar. Irrgang sieht das Foto nicht, er geht zu seinem Wagen, steigt ein.

Das Vibrieren der Oberleitung schneidet die Luft, das Geräusch kommt näher. Ein ICE fährt vorbei an gelben und grünen Feldern, rast unter einem Bahnübergang durch. Der Vater hält sich die Ohren zu, sein Gesicht ist nass und gerötet. Er sagt: „Wissen Sie, was ich hasse? Züge.“ Seine Stimme bricht. Auf die Windschutzscheibe fallen Tropfen, er bemerkt sie nicht, fährt nach Hause, ohne die Scheibenwischer einzuschalten.

Vitus Irrgang hat die Vergangenheit in Kisten verpackt, in Ordnern, hat sie betitelt, in Regale geräumt. Ein hilfloser Versuch zu ordnen, was von seinem Leben übrig ist. Das Haus in Auerbach im Landkreis Deggendorf, in das er mit seinem Sohn 2006 zog, ist in warmen Farben gestrichen. An den Wänden hängen Kalender aus den Jahren 2010 und 2011.

Irrgang zündet ein Grablicht auf dem Tisch an. Seine Hand zittert. Er sagt: „Lion war ein sensibler, introvertierter, mit unheimlicher Tiefe und Differenziertheit ausgestatteter Mensch.“ Es klingt, als habe er die Sätze auswendig gelernt. Er hat sich eine Geschichte zurechtgelegt, um mit dem klarzukommen, was passiert ist. Für ihn beginnt sie vor Lions Geburt.

**Am Tag
seines
Todes
schreibt
Lion seiner
Ex-Freundin:
„Ich ver-
misse dich
so sehr.“**



Vitus Irrgang lebt immer noch in dem Haus, in das er 2006 mit seinem Sohn zog. „Wenn ich wegziehe“, sagt er, „ist es, als würde Lion nochmal sterben.“

1991 lernen sich Vitus Irrgang und Margot Klima kennen. Er ist 40, Psychiater und Psychoanalytiker, sie 30, Apothekerin. Sie ist depressiv, manchmal schweigt sie den ganzen Tag. Nach einem Monat ist sie schwanger, er weiß damals schon, dass er sie nicht liebt. Er will das Kind, also heiratet er sie, als Lion zwei Jahre alt ist. Doch nach einem halben Jahr trennen sie sich wieder. Sie beginnt zu trinken. „Ich habe diese Frau auf dem Gewissen“, sagt er.

Fast vier Jahre lang streiten sich Lions Eltern um das Sorgerecht. Sechs rote Ordner stehen im Regal, beschriftet mit: „Lion und Margot“. Mit sechs Jahren

kommt Lion zu seinem Vater. Seine Mutter sieht er nicht regelmäßig. Immer, wenn er sie erwähnt, kritisiert ihn sein Vater und beschimpft ihn. Lion sagt: „Sie ist nun mal meine Mutter. Ich kann sie mir nicht aus dem Herzen schneiden.“ Als Jugendlicher schreibt er seinem Vater: „Im Krieg lässt es sich schwer zwischen den Fronten leben.“

Nähe hält Irrgang schlecht aus. Seine Beziehungen zu Frauen dauern nie länger als ein Jahr. Er sagt, alle Frauen, mit denen er zusammen war, hassen ihn. Die einzig dauerhafte Beziehung in seinem Leben ist die zu seinem Sohn. Er sagt, er habe Lion nur wenige Freiheiten gelassen, um ihn an sich zu binden. Er habe häufig seine Wut an ihm ausgelassen, ihn angeschrien und einmal, da habe er ihn sogar geschlagen: „Ich habe ihn so oft gebrochen.“



Wenn Chris durch Pullach geht, fällt ihm an jeder Ecke eine Geschichte ein, die er mit Lion erlebt hat. „Das war sein Zimmer“, sagt er.

Er geht die Treppen hinunter ins Untergeschoss. Hier lebte Lion. Im Wohnzimmer steht eine Couch, zwei Sessel, ein Regal voller Bücher über Tod und Magersucht. Seit zwei Jahren therapiert Irrgang in diesem Raum junge Männer, die in der Bayerwald-Kaserne in Regen stationiert sind und mit dem Druck in der Bundeswehr nicht klarkommen.

In einem Regal in Lions Wohnung steht ein Buch: Wege zu einem humanen, selbstbestimmten Sterben. Darin hat Irrgang nach Lions Tod eine Anleitung für einen Medikamentencocktail versteckt. „Wenn ich das trinke, bin ich innerhalb von sechs Minuten tot.“ Es ist vor allem eine Frage, die ihn davon abhielt, die Medikamente in Apfelmus einzurühren und zu schlucken: „Will ich in dem Moment, in dem ich sterbe, alleine sein?“

Irrgang geht in Lions Schlafzimmer. Dort steht ein Schreibtisch, in den Regalen sind Kisten mit der Aufschrift „Lions Wäsche“. Nichts liegt rum, wenige Poster von Musikbands hängen an den Wänden. Das Bett ist bezogen. In einem Regal liegt ein Fußballschuh. Daneben ein Zettel mit einer Nachricht. „Du bist und bleibst mein bester Freund! Dein Freund Christian.“

Christian Hartl blickt aus blauen Augen in den Himmel. „Lion sieht alles“, sagt der junge Mann mit geglätten Haaren und Tattoos auf den Armen – „RIP Lion“ steht auf dem linken Oberarm. Wenn Christian durch München Pullach geht, pflastert er die Straßen mit Erinnerungen. Eigentlich geht er nicht, er marschiert, als wäre er bei der Bundeswehr und nicht im Urlaub, redet hastig, als müsse er ein ganzes Leben in einem Nachmittag nacherzählen. „Das ist der Hort, in dem Lion immer abgegeben wurde“ ... „Das ist sein Geburtshaus – oder halt das Haus, in dem er die ersten Jahre verbrachte“ ... „Hier hatten wir ein Baumhaus“ ... „Hier haben wir getrunken und geraucht“ ... „Hier haben wir die Zeitungen, die Lion austragen sollte, in die Isar geworfen“ ... „In diesem Busch hat sich Lion um halb vier Uhr morgens vor der Polizei versteckt, als wir betrunken nach Hause gingen“ ... „Hier ums Eck haben wir Sangria aus einem Eimer getrunken“.

Christian kennt Lion seit der ersten Klasse, beide gingen zur Grundschule in Pullach. Anfangs haben sie nicht viel miteinander zu tun. „Lion hatte so eine Scheiß-Topfrisur“, sagt Chris. Erst als Lion in die Nachbarschaft zieht, spielen die beiden zusammen Fußball, werden Freunde. Christian zeigt auf die hintere Hälfte eines gepflegten Reihenhauses mit Garten. „Da, hinter dem Fenster neben der Leiter, da war Lions Zimmer.“

In der neunten Klasse zieht Lion mit seinem Vater ins eineinhalb Autostunden entfernte Auerbach. Der Vater verkürzt damit seine Pendelzeit nach Freyung im Bayerischen Wald von zweieinhalb Stunden auf 40 Minuten. Lion muss neue Freunde finden an der Ganztagschule in Niederalteich. Er spricht hochdeutsch, während die anderen bayerisch reden, er färbt sich die Haare rot, provoziert mit seinen Aussagen. Dennoch findet er schnell Anschluss, verliebt sich, kommt mit Nora zusammen. Christian besucht Lion an den Wochenenden, wenn Lion nicht zu ihm nach München fährt. Sie gehen feiern, spielen Computerspiele und reden.

Irgendwann im Sommer 2011 ruft Lion an.

„Chris, ich bin im Krankenhaus.“

„Was fehlt dir denn?“

„Erzähl ich dir dann. Mir geht's nicht so gut.“

Jeder Mensch ist eine Fassade aus Haut, die dünn genug ist, dass man darunter Blut blau durch die Adern schimmern sieht; und dick genug, dass man oft nicht erkennt, was dahinter vorgeht. Lion hat eine bipolare Störung. Er durchlebt Phasen der übersteigerten Hochgefühle, gefolgt von Depressionen. Die meisten seiner Freunde merken erst, wie schlecht es ihm geht, als er sie aus der Klinik anruft.

Im Bezirksklinikum Mainkofen ist nur Vogelzwitschern zu hören, dumpfes Kirchenglockenläuten und Wasser, das auf Wasser fällt. Ein Schild führt zum Café Auszeit. Aus dem A geht eine Sonne auf.

„Hier sind nur Verrückte“, sagt Lion im Sommer 2011, als ihn ein Schulfreund besucht. Die beiden sitzen vor dem Café unter Linden. Lion isst gut gelaunt ein Schnitzel, redet über seine Depression und sagt: „Älter als 30 wird damit eh niemand.“ Julius Schien kennt Lion seit er in der neunten Klasse an die Schule in Niederalteich kam. Lion kommt mit allen gut aus, Schulkameraden werden ihm zur Familie, sein Vater arbeitet viel. „Oft ging er nur heim, um zu duschen, und saß eine halbe Stunde später schon in meinem Zimmer“, sagt Julius.

„Älter als 30 wird damit eh niemand“, sagt Lion über seine Depression.

Wenige Tage vor seinem Tod fragt Lion Chris, ob sie noch ein letztes Mal ein Computerspiel spielen können. „Das können wir auch nächstes Mal machen“, sagt Chris damals.





Wenige hundert Meter von dem Haus, in dem seine Ex-Freundin gelebt hat, nahm sich Lion Klima das Leben. Sein Vater war dreimal hier, seine Ex-Freundin noch nie.



Das Bett in Lions Zimmer ist bezogen. Monate vor seinem Tod liegt Lion hier eingerollt in der Decke und steht nicht auf.



Vier Jahre lang hat Vitus Irrgang um das Sorgerecht für seinen Sohn gekämpft. Lion war der einzige Mensch in seinem Leben, dessen Nähe er aushielt.

„Bitte lass mich in Ruhe. Es ist eh bald vorbei“, sagt Lion zu seinem Vater.

Er öffnet seinen Laptop und sieht sich ein Video an. Lion holt sich sein Abitur-Zeugnis ab, im Hintergrund läuft „Goldjunge“ von Sido. „Ich bin jetzt ein Goldjunge mit Goldplatten, Goldotto, Goldschwanz und Goldzunge – Ich bin so krank, dass du glaubst du wirst verrückt.“ Lion grinst.

Nach dem Abitur weiß Lion nicht wohin. Seine Freunde haben Pläne, arbeiten, ziehen weg. Am 4. Juli 2011 fängt er bei der Bundeswehr an, weil sein Freund Simon das gleiche macht und er nicht weiß, was er mit seinem Leben anfangen soll. In der Kaserne gibt es keine Privatsphäre, keinen Raum, um aus der Reihe zu tanzen. Lion hat Probleme mit seiner Freundin. Am neunten Tag bei der Bundeswehr randaliert er und wird ins Bezirksklinikum Mainkofen eingewiesen. Er durchlebt eine sogenannte hypomane Phase, seine Stimmung ist gehoben, er schreibt Blöcke voll, findet Lösungen für alle möglichen Probleme. Wie seine Eltern wieder zusammenkommen. Wie er Nora heiraten kann.

„Ich weiß noch“, sagt Julius, seine Mundwinkel zittern, „einmal hat mich Lion noch angerufen. Er fragte: Wollen wir was machen? Ich habe meine Freundin gefragt, ob es ihr was ausmacht, wenn Lion kommt. Ich hab ihr gesagt, ihm geht es nicht so gut, hatte Angst, dass er die Stimmung kaputt macht.“ Lion kommt, sie trinken Bier, es ist ein schöner Abend auf der Terrasse.

Danach bricht der Kontakt mehr und mehr ab.

Nach Lions Tod spricht Julius mit Freunden, fragt sie, wann sie Lion zum letzten Mal gesehen, zum letzten Mal von ihm gehört haben. Ihm wird klar, wie einsam Lion gewesen sein muss am Schluss. „Man hätte mehr machen können.“

Nachdem Lion aus Mainkofen entlassen wird, weist Vitus Irrgang seinen Sohn noch zweimal in eine geschlossene Klinik ein, holt ihn zweimal wieder raus. Als er sich in seinem Bett verkriecht und nicht mehr aufsteht, will sein Vater ihn nochmal einweisen. Lion fleht ihn an, es nicht zu tun.

Monate vor seinem Tod liegt Lion eingerollt unter seiner Bettdecke und kann nicht aufstehen.

Vitus Irrgang spielt eine Szene nach, so als wäre er im Film und müsse gleichzeitig sich, den Erzähler und seinen Sohn darstellen. Er tut so, als würde Lion im Bett liegen. „Steh auf, Lion!“ Die Stimme des Vaters ist laut. Fordernd. „Jetzt steh endlich auf!“ Als Erzähler sagt er: „Lion hat sich die Ohren zugehalten. Ich nahm ihm den Arm mit Gewalt vom Ohr.“ In der Rolle als Lion fleht er: „Papi, lass mich doch bitte in Ruhe, ich lass dich doch auch in Ruhe“. Dann sagt Irrgang, was er suizidalen Patienten oft sagt: „Lion,

wenn du dich umbringen willst, werde ich es nicht verhindern können. Ich werde weiterleben.“ Er spricht Lions Sätze nach: „Ich weiß. Bitte lass mich in Ruhe. Es ist eh bald vorbei.“

Irrgang tritt aus der Szene, als schlüpfte er erst in diesem Moment in den eigenen Körper, in die Gegenwart. Er bedeckt die Augen, blickt zu Boden. Seine Augen sind rot. Irrgang, der Psychoanalytiker, sagt: „Es ist ein Menschenrecht zu sterben.“ Als Chefarzt am Krankenhaus Freyung, in dem er von 2001 bis 2014 arbeitet, erklärt Irrgang Assistentenärzten oft, dass es psychische Krankheiten gibt, die nicht heilbar sind. Er sagt: „Wir sind nicht allem mächtig.“

Er sagt, Menschen, die Bilanz ziehen über ihr Leben und nicht weiterleben wollen, die könne man nicht einsperren. Aber es gebe

Julius im See,
an dem er mit
Lion oft war.
Als Lion de-
pressiv wurde,
brach der Kon-
takt zwischen
den beiden ab.

auch Menschen, die ihr Leben während einer depressiven Phase beenden. Würden sie diese Phase überstehen, könnten sie nicht mehr nachvollziehen, warum sie sterben wollten.

Lions Depression, da ist sich Irrgang sicher, wäre vorbeigegangen.

Das bayerische Gesetz über die Unterbringung psychisch Kranker und deren Betreuung besagt: Wer psychisch krank ist, kann auch gegen seinen Willen in einem psychiatrischen Krankenhaus untergebracht werden, wenn er sein Leben oder in erheblichem Maß seine Gesundheit gefährdet. Dieses Gesetz kann die Grundrechte einer Person einschränken, unter anderem das Recht auf Freiheit.

Im Winter 2011 fragt Lion seinen besten Freund, ob er ihm eine Waffe besorgen könne. Christian schreibt: „Ich helf' dir doch nicht, dich umzubringen.“

Im Strafgesetzbuch steht: Angehörige oder Nahestehende, die die Selbsttötung eines anderen fördern, bleiben straffrei, wenn sie nicht geschäftsmäßig handeln.

Suizid ist in Deutschland nicht strafbar. Dennoch ist es ein Tabu, darüber zu reden und darüber zu schreiben. Grund dafür ist der sogenannte Werther-Effekt: Der Name geht zurück auf Goethes Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“, in dem sich die Hauptfigur das Leben nimmt. Nach dem Erscheinen des Romans soll die Suizidrate stark angestiegen sein. Darum steht hinter jeder Meldung über Suizide ein Zusatz mit Hilfsadressen, an die sich Menschen mit Suizidgedanken wenden können.

Die Woche vor seinem Tod verbringt Lion bei Christian in Pullach. Der arbeitet damals im Einzelhandel, Lion verkriecht sich in seinem Zimmer. Abends spielen die beiden am Computer und reden. Am letzten Abend fragt Lion: „Wollen wir noch ein letztes Mal Fifa spielen?“ Christian sagt: „Das können wir auch nächstes Mal machen.“ Lion fährt zurück nach Auerbach.

Am Vormittag des 15. Februar 2012 schreibt Christian eine Nachricht an Lion, fragt, ob sie am Wochenende was unternehmen wollen. Er bekommt keine Antwort.

Sechseinhalb Jahre nach Lions Tod sitzt Nora in einem gestreiften Kleid auf einer Bank in der Nähe des Chiemsees. Weißblonde Strähnen fallen ihr ins Gesicht. Leichtrosa Wolken spiegeln sich im Wasser, Vögel fliegen auf. Nora blickt geradeaus. Mannshohes Schilf versperrt die Sicht. Ihr Blick scheint durch das Gestrüpp durchzugehen. Was um sie herum passiert, nimmt sie nicht wahr. Es ist, als durchlebe sie einen Teil ihrer Vergangenheit, den sie lange Zeit begraben hielt.

Eineinhalb Jahre ist Nora mit Lion zusammen. Es ist keine Beziehung wie sie andere 18-Jährige führen. Während ihre Freunde feiern, bewältigen die beiden Lebenskrisen.

„Eigentlich war Lion immer der Unangepasste. In der Schule war er der Lustige, der immer einen Schmarrn macht.“ Sie schluckt. „Zuhause hatte er oft Heulanfälle. Wir haben das immer seine Kaninchenzeit genannt. Er hat sich eingerollt aufs Bett gelegt und geweint. Ich habe mich danebengelegt und ihn gestreichelt.“

Einmal kommt er mit blutigem Gesicht zu Nora. Er hat sich mit seinem Vater gestritten. Nora fährt ihren Freund in eine Klinik im Bayerischen Wald und sagt: „Mein Freund dreht durch.“ Im Sommer

„Es ist ein Menschenrecht zu sterben“, sagt Vitus Irrgang, der Psychiater.



„Ich habe nicht verstanden, was in Lion vorgeht“, sagt Julius. Trotzdem glaubt er: „Man hätte mehr machen können.“

2010 bekommt er einen ambulanten Therapieplatz am Klinikum Mainkofen.

Nora erzählt niemandem davon. Sie hat Angst, dass jemand sagt: Du musst ihn verlassen. Im September 2010 trennt sie sich dennoch von ihm.

Lion und Nora treffen sich zufällig auf dem Weihnachtsmarkt. Sie kommen wieder zusammen. „Ich wusste, dass wir keine gemeinsame Zukunft haben können. Aber ich war zu schwach, um mich von ihm zu trennen.“ Lion wird instabiler, Nora rutscht immer mehr in eine Mutterposition. Sie ist stolz, als

er sein Abizeugnis abholt. „Das war schön“, sagt sie. Tränen laufen über ihr Gesicht.

Nach dem Abitur macht sie ein Praktikum in der Psychiatrie. Lion geht zur Bundeswehr, sie schreibt Bewerbungen für ihn. Bis sie nicht mehr kann. Er klammert, sie streiten am Telefon. Er randaliert und wird in die geschlossene Station von Mainkofen eingewiesen.

In dieselbe Klinik, in dem Nora Monate zuvor ein Praktikum gemacht hat, geht sie jetzt hin, um ihren Freund zu besuchen. Er nimmt Tabletten, hat oft Schaum am Mund, er riecht anders. Nora sagt: „Das war nicht mehr mein Lion.“

Irgendwann sagt ein Pfleger zu ihr: Ich möchte dich nicht mehr hier reingehen sehen. Du wirst ihn nicht retten können. Sie sagt zu



Nora besucht manchmal Orte, an denen sie mit Lion war.

Lion: „Ich kann nicht mit dir zusammen sein. Ich kann nicht mehr.“

Danach kann sie sich an wenig erinnern. Sie nimmt acht Kilogramm zu, fährt mit Freundinnen nach Lloret de Mar.

Sie beginnt ein Psychologiestudium an der Universität Eichstätt. Es geht ihr besser, sie nimmt ab. Lion ruft sie Ende Oktober noch einmal an. Er sagt, er denke darüber nach, gegen einen Baum zu fahren.

Danach bricht der Kontakt ab. Nora lernt einen jungen Mann kennen, die beiden kommen zusammen.

Von der Beerdigung weiß sie nur noch, dass sie ein Spitzenoberteil anhatte. Dass sie sich gefragt hat: Was wollen denn all diese Leute hier – die kannten ihn doch gar nicht. Sie schmiert sich ständig Labello auf die Lippen, kippt zweimal um, bevor ihr Vater sie nach Hause bringt.

Danach beginnt sie, alles zu kontrollieren. Sie denkt: Überleg dir genau, was du tust, sonst passiert was. Sie joggt, um die Kontrolle über ihren Körper zu haben. Sie achtet sehr darauf, was sie isst. Ihr ist ständig schlecht, sie glaubt, sie sei schwanger. Sie bekommt ihre Periode nicht. Sie erlaubt sich keine Freude. Sie weiß: Wenn sie ein Gefühl zulässt, bricht alles über sie herein. Trauer, Schmerz, Schuld, Scham.

Sie ist 20 und fühlt sich alt. Mit ihrem Freund spricht sie übers Heiraten und Kinderkriegen. Einmal beim Joggen hört sie, wie eine Zugsirene heult. Sie erbricht sich.

Vor zwei Jahren geht sie zum ersten Mal nach der Beerdigung an Lions Grab und weint. Sie liest seinen Abschiedsbrief und gesteht sich ein: Sie hat jemanden verloren, den sie liebt.

Jahre nach Lions Tod beginnt Nora Orte abzufahren, an denen sie mit Lion war. Nur an einem Ort war sie noch nie.

Am Gleis. 15. Februar 2012. 17.41 Uhr. Der Zug kommt 500 Meter nördlich des Bahnübergangs zum Stehen. Die Feuerwehr Osterhofen rückt mit schwerem Gerät an. Person unter Zug, lautete der Alarm. Die Feuerwehrmänner sehen einen hellen Kleinwagen links an der Böschung. Darauf liegen mehrere Zentimeter Schnee, es hat seit 24 Stunden nicht geschneit. Zwischen dem Wagen und dem Gleis haben sich Fußspuren in den Schnee gedrückt, hin und zurück, daneben Zigarettenstummel. Die Spuren verlaufen in einen Pfad der Zweifel.

„Wenn sich jemand das Leben nimmt, muss vorher alles schief gelaufen sein“, sagt sein Vater.

„Ich glaube, er wollte nicht sterben“, sagt sein bester Freund.

„Ich habe mich oft gefragt, ob ich ihm sagen würde: Mach es nicht“, sagt seine Ex-Freundin. „Ich glaube, dazu hätte ich nicht das Recht.“



Wer Suizidgedanken hat, sollte sich an vertraute Menschen wenden. Wer für weitere Hilfsangebote offen ist oder sich um nahestehende Personen sorgt, kann sich anonym und kostenlos an die Telefonseelsorge wenden: Sie ist rund um die Uhr erreichbar und vermittelt Ärzte, Beratungsstellen oder Kliniken unter den Nummern 0800/111 0111 oder 0800/111 02 22. Eine Liste mit bundesweiten Hilfsstellen findet sich auf der Seite der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention.

Der Zug kommt 500 Meter nördlich des Bahnübergangs zum Stehen.



ILKAY KARAKURT & ELISABETH PÖRNBACHER

In einem Dorf in Niederbayern lernten Autorin Elisabeth Pörnbacher und Fotograf Ilkay Karakurt einen jungen Mann kennen, der nicht mehr lebt. Sie wissen, wie er aussieht, was er mag, wie er war. Nur, wie seine Stimme klang, das werden sie nicht erfahren.

„Ich habe oft
überlegt, ob
ich zu Lion
sagen würde:
Tu es nicht“,
sagt Nora.



Der Deutsche **Harry Neumann** und der Belgier **Michel Dewulf** waren beide obdachlos und wollen zurück in ein bürgerliches Leben. In Deutschland sollen Obdachlose wie Harry Neumann zuerst dem Alkohol entsagen, bevor sie die Chance auf eine Wohnung bekommen. In Brüssel kommt die Wohnung zuerst. Welcher Ansatz funktioniert besser?

Zwei, die auszogen, das Wohnen zu lernen

Michel Dewulf (links), 47, hat elf Jahre auf Brüssels Straßen und 15 Jahre im Gefängnis verbracht. Jetzt hat er seine erste Wohnung. Seine Bekannten von damals besucht er heute nur noch.





**Harry
Neumann**

20 Jahre auf der
Straße liegen
hinter ihm.
Heute ist er 51
Jahre alt. Und
trocken. Eine
richtige Wohnung
findet Harry
trotzdem nicht.

„Stufenmodell“ heißt der deutsche Weg und gilt für über eine Million Menschen ohne festen Wohnsitz. Sie müssen ihre Eignung beweisen, bevor sie eine Wohnung bekommen.

Den Rucksack geschultert, die grauen Haare nach hinten gegelt und eine Sonnenbrille auf der aufgedunsenen Nase, verlässt Harry Neumann, 51 Jahre, um zehn Uhr seine Siedlung aus Blockhütten und Containern am Stadtrand von Esslingen (Baden-Württemberg) Richtung Supermarkt. „Nicht in die Gegend pissen oder scheißen“, steht auf einem Schild am Ausgang. Er humpelt den menschenleeren Gehweg entlang. Manchmal schlägt sein Bein zur Seite aus oder der Oberkörper zuckt. „Die Nerven“, sagt Harry. „Vom Saufen.“ Trotz der Schwierigkeiten beim Gehen kauft er jeden Tag ein: „Wenn ich nur mit den anderen Wohnungslosen rumhänge, werde ich bekloppt.“

Vor dem Aufzug eines Apartment-Blocks in Brüssel, Belgien. Eine Frau mit Dauerwelle schiebt ihren karierten Einkaufstrolley in den Fahrstuhl und drückt den Knopf fürs Erdgeschoss, als ein hagerer Mann mit Flipflops und einer Bierdose in der Hand zu ihr in den Aufzug springt. „Bonjour Michel, spielen Sie heute gar nicht Boule mit den anderen?“, fragt sie und lässt ihre Dauerwelle in Richtung des kleinen Sandplatzes vor dem Hochhaus wippen. „Puh, non, impossible“ – unmöglich – erwidert Michel Dewulf, 47 Jahre, und wedelt sich Luft zu, „ich habe gehört, dass wir seit 1905 nicht mehr so eine Hitze hatten.“ Zwei lange, spitze Zähne sind von seiner unteren Zahnreihe übriggeblieben, von der oberen nur Zahnstümpfe. Tiefe, wulstige Schnittnarben an beiden Armen lassen ein schmerzhaftes Leben vermuten. Im Erdgeschoss angekommen öffnet er das Türchen seines Briefkastens: „Nichts“, sagt Michel und lächelt zufrieden. „Keine Post ist gute Post.“ Keine Mahngebühren, keine Aufforderung, die Wohnung wieder zu verlassen. Es ist die erste Wohnung in seinem Leben. Michel drückt die „vier“ und fährt zurück nach oben.

Harry und Michel – zwei Obdachlose in der Warteschleife für ein bürgerliches Leben. In Deutschland gilt für Harry: Zuerst die Alkoholsucht besiegen, dann eine richtige Wohnung bekommen. In Belgien gilt für Michel: Zuerst die Wohnung beziehen, dann die Sucht besiegen. „Stufenmodell“ heißt der deutsche Weg und gilt für über eine Million Menschen ohne festen Wohnsitz. Sie müssen in einem komplexen System aus Notunterkünften und Übergangsheimen ihre Eignung und Zuverlässigkeit beweisen. „Housing first“ heißt der belgische Weg. Er stattet Obdachlose mit einem großen Vertrauensvorschuss aus. Sie sollen von ihrem Umfeld gestützt werden. Welcher Weg funktioniert besser?

Um 11 Uhr morgens ist es noch ruhig in der Hüttensiedlung von Harry Neumann in Esslingen, zehn Kilometer östlich von Stuttgart. Das „Berberdorf“, wie die 25 Bewohner den Ort nennen, gehört zu einem „Aufnahmehaus mit sozialer Betreuung“ der Stadt. Zwölf Holz-hütten, ausgestattet mit Heizung und Strom. Toiletten, Duschen und Waschmaschinen sind in mehreren Containern untergebracht. Ein Übergangsheim auf dem Weg in die Sesshaftigkeit, aufgehübscht von seinen Bewohnern mit Beeten und Gartenzweigen, Lampions, Holztischen und Bänken.

Die meisten schlafen noch. Nur Harry ist von seinem Einkauf zurück und dreht sich eine Zigarette am Holztisch vor seiner Hütte. Ein Bootsrunder hängt über der Tür, darunter ein aufgeblasener Ball bedruckt mit einer Weltkarte. Harrys Garten: rissige Erde, aus der nichts wächst. „War das wieder laut letzte Nacht“, ruft Harry Manni zu, seinem Nachbarn, der in einer weiten, am Bund umgekrempeelten Jogginghose und ausgetretenen Latschen nach draußen schleicht. Der Strohhut wirkt mächtig auf Mannis schmalem Kopf. In den Händen eine Dose mit Tabak und eine andere mit Bier, 0,5 Liter, setzt Manni fast im Schnecken-tempo einen Fuß vor den anderen. Hüftschaden. Manni stellt seinen Proviant auf den Tisch ab, hält sich mit beiden Händen an der Kante fest und hebt erst das eine, dann das andere Bein über die Bank.

Wenn Harry und Manni so dasitzen, passiert nicht viel. Meistens schweigen sie sich an. Die Tage verstreichen, ohne dass es viel Neues zu berichten gäbe.

„Das Fahrrad da hinten verkümmert noch ganz“, sagt Manni und zeigt auf den überdachten Anbau an Harrys Hütte.
„Erzähl nich so'n Scheiß“, sagt Harry.
„Das Fahrrad benutze ich regelmäßig.“
„Ach, du fährst damit?
Kannst du das überhaupt noch?“
„Wenn ich morgens draußen bin, sitzt du doch noch in deiner Bude und guckst Bonanza, du Knallkopp. Und danach geht's weiter mit Ein Engel auf Erden.
„Ja, ja“, brummt Manni. Selber Fischkopf.“

Harry kommt aus Nordfriesland, unweit der dänischen Grenze. Das hört man, wenn er „dat“ sagt oder das „nee“ ganz lang zieht. Als er sich mit 24 Jahren von seiner Frau trennte, wollte er nur noch weg, sagt er. Statt sich eine neue Bleibe zu suchen, zog er auf die Straße, das Freiheitsgefühl lockte. Harry ist wichtig zu



Das ganze Leben in einer kleinen Hütte: Harry steckt seit sieben Jahren in seinem 16-Quadratmeter-Provisorium fest.



Michael Dewulf

Früher trank er bis zu vierzig Dosen Starkbier am Tag. Heute konsumiert er weniger als die Hälfte. Ganz mit dem Alkohol aufzuhören fällt Michel noch schwer.

betonen, dass er noch ein richtiger Landstreich-er war. Einer, der mit Rucksack von einem Ort zum nächsten wanderte, unter Brücken und freiem Himmel übernachtete. Harry kam bis nach Dänemark, Norwegen, Frankreich und Italien. „Die meisten Obdachlosen heu-zutage sind doch nur Stadtratten“, sagt Harry. Oder „Pennrutscher,“ die sich einen Schlafplatz nach dem anderen in Obdachlosenhei-men suchen. „Ich hatte das größte Schlafzim-mer und Bad, das man sich vorstellen kann.“ Eigentlich wollte er sein Landstreicherleben nur ein Jahr durchziehen. Aber dann sei er auf den Geschmack gekommen. „So bin ich OFW geworden“, sagt Harry – Ohne festen Wohn-sitz. 20 Jahre „auf der Platte“ liegen hinter ihm.

Eigentlich sollen Menschen in Not spätes-tens nach drei Monaten wieder weg aus dem Berberdorf Esslingen und raus in die Welt, möglichst in eine bürgerliche Existenz, mit Wohnung, Job und sozialen Kontakten. Har-ry steckt aber auch nach sieben Jahren noch in seinem Provisorium fest. Es misst 16 Qua-dratmeter, vorne am Eingang drängen sich ein Kühlschrank, Mikrowelle und eine kleine Kochstelle, hinten ein Doppelbett mit Ventila-tor und Fernseher davor, an der Wand hängen zwei Hüte, fünf Basecaps, vier Sonnenbrillen, ein Schränkchen mit Medizin, auf einem Regal DVDs, Taschenlampen, Fotos von Harrys Nef-fen und Eltern.

So lange wie er lebt sonst niemand im Ber-berdorf. Er ist gleichzeitig Vergangenheit und Zukunft seiner Nachbarn. Als Harry auf der Straße lebte, sei Alkohol kein großes Problem gewesen. Vor allem Bier habe er getrunken. „Der Absturz kam erst hier“, sagt Harry. Hier, im Berberdorf, weg von der Straße, aber auch noch weit davon entfernt, ein normales Leben in den eigenen vier Wänden zu führen. „Ich weiß gar nicht genau, warum ich das Saufen angefangen habe.“ Harry überlegt. „Alle hier saufen.“ Manni nickt.

Eigentlich sind harter Alkohol und Dro-gen im Berberdorf verboten. Aber das können Betreuer, die um 10 Uhr kommen und um 16 Uhr wieder gehen, nicht kontrollieren. Eine Wohnung unter diesen Umständen zu finden, ist nicht leicht. Überall hat Harry Steckbriefe verteilt, in jedem Supermarkt, in jeder Bank, an jedem Pfahl: „Wir suchen eine Wohnung. Wir hoffen, dass es auch noch Tierfreunde unter den Vermietern gibt. Wenn’s geht, mit Terrasse, wo ich auch mal draußen sitzen kann, Gero!“ Darunter ein Foto von Harry mit Lederhut und seinem schwarzen Hund Gero.

Angerufen habe kaum jemand. Wenn, dann waren die Wohnungen zu teuer. „Es gibt zu wenig kleine Wohnungen“, sagt Harry. Ein-mal habe er eine Dachgeschosswohnung haben können. „Wie hätte ich denn da hochkommen sollen mit meinen Gehproblemen?“

Am Ende will Harry drei Flaschen Wod-ka am Tag getrunken haben. „Da wurde Gero zu schnell für mich“, erklärt der Friese. „Nur habe ich das viel zu spät kapiert. Wenn du morgens aufstehst und dir als erstes nen Kla-ren reinkippst, um dich wieder stabil zu trin-ken, merkst du gar nicht, dass du eigentlich gar nicht mehr laufen kannst.“

Vier Entgiftungen hat Harry in sieben Jahren Berberdorf hinter sich. „Laufen werden Sie nie mehr können“, hatte der Arzt gesagt. Und ein anderer: „Das nächste Weihnachten werden Sie nicht mehr erleben.“ Zwei Jahre ist das her.

Er hat es tatsächlich geschafft, Harry ist tro-cken – und findet dennoch keine Wohnung. „Wenn ich irgendwo anrufe und gefragt werde, wo ich aktuell wohne, heißt es immer, nee, die Wohnung ist schon vergeben. Oder, ich hatte schon mal jemanden aus dem Berberdorf, der hat mir die ganze Wohnung verhunzt.“ Harry sagt dann, nein, ich bin sauber, meine Hütte ist immer aufgeräumt, Sie können kommen und gucken, jederzeit.

Gekommen ist nie jemand.

Vor ein paar Monaten hat sich Harry im In-ternet auf einer Immobilienseite registriert. Er holt sein Handy aus der Brusttasche und fährt

„Wenn du morgens aufstehst und dir als erstes nen Klaren reinkippst, merkst du gar nicht, dass du eigentlich gar nicht mehr laufen kannst.“

Tabak, Bier und Schokokekse – nicht gerade die gesündes-te Ernährung.



Eine Wohnung zu haben, bedeutet auch, mit realen Nachbarn klarzukommen. Oder mit der Einsamkeit.



Die Brüsseler Börse wird Michels neues Zuhause. Sein täglicher Kampf um Essen und Alkohol endet mit zwei versuchten Morden.

mit den Fingern über das Display. Harry hat das Nötigste eingetragen: Wohnung bis zu zwei Zimmer, Kaltmiete maximal 425 Euro, Nebenkosten 150 Euro, plus minus fünf Kilometer. „Keine aktuellen Angebote“, liest Harry vor und steckt das Handy zurück.

Er will es nun auch über Rosi probieren, eine Bekannte, die nicht im Berberdorf wohnt. Sie soll für Harry eine Anzeige schalten. „Ich will meine Adresse von hier nicht mehr angeben.“ Harry hat sich ein Limit gesetzt. „Wenn ich bis Ende diesen Jahres keine Wohnung finde, gebe ich auf.“

Zwanzig Meter weiter, in einem weißen Container am Eingang der Siedlung sitzt eine Frau mit grau meliertem, welligem Haar an einem Schreibtisch und telefoniert, macht sich Notizen, den Telefonhörer immer zwischen rechtem Ohr und Schulter eingeklemmt. Eigentlich sollte sie Harry helfen können, eine Wohnung zu finden. Als Leiterin des Berberdorfes ist Anja Wessels dafür verantwortlich, ihren Schützlingen in die bürgerliche Welt zurückzuhelfen. Seit Harry trocken ist, reicht sie ihm auch regelmäßig Zeitungsannoncen weiter. Doch bisher vergebens.

Die Zahl an Sozialwohnungen in Deutschland ist massiv zurückgegangen. 2017 gab es nur noch 1,2 Millionen Wohnungen mit Mietpreisbindung – viel zu wenig, um Menschen wie Harry eine Bleibe besorgen zu können. Denn eine normale Mietwohnung kann er sich nicht leisten. Die Mieten steigen und steigen, laut Angaben der Bundesregierung um durchschnittlich drei Prozent im Jahr seit 2013.

„In Ordnung, Montag geht klar, bis dann.“ Wessels stellt das Telefon zurück in die Ladeschale, atmet tief durch. In drei Tagen wird ein Neuzugang in die letzte Hütte des Berberdorfs ziehen. „Wir bekommen immer mehr Menschen aus der Mittelschicht, solche, die gar nicht lange obdachlos waren und die ein größeres Bündel an Problemen mitbringen wie Sucht und Überschuldung“, sagt Wessels. „Eine Suchtvergangenheit schreckt potenzielle Vermieter ab.“ Sie geht raus vor ihren Container und zündet sich eine Zigarette an. „Ich halte nicht viel vom gängigen Stufensystem in Deutschland“, schimpft sie und schildert den komplizierten Ablauf: Erst landeten Obdachlose in der Notunterkunft, dann geht's ins Aufnahmehaus, dann komme vielleicht ir-

gendwann die Übergangswohnung oder das Wohnheim, dann die Trainingswohnung. Der Wohnungslose soll langsam an das normale Wohnen herangeführt werden, „mitwirken“, wie es im Amtsdeutsch heißt, in dem er eine Therapie macht, um von der Alkohol- oder Drogensucht wegzukommen. „Viele schaffen das aber nicht“, sagt Wessels. „Sie erleben in dem Prozess Stress und Frust, weil so wenig vorangeht und verfallen dann erst Recht der Sucht. Ich würde mir in Deutschland ein Housing-First-Konzept wie in Finnland oder Belgien wünschen.“

Brüssel im August, das Thermometer zeigt 31 Grad Celsius. Michel Dewulf schaut fragend auf das Gerät vor seiner Wohnungstür, das ihm jemand hingestellt hat. Ein schmaler Korpus mit einem Stecker dran und ein paar „Plus“- und „Minus“-Knöpfen. „Eine Klimaanlage“, vermutet Michel, trägt das Ding in seine Wohnung und will es wegräumen, was nicht einfach ist, weil alles zugestellt ist: Tüten und Kisten reihen sich unter dem Tisch aneinander, Klappstühle lehnen an der Wand, ein riesiger Eisbär aus Plüsch bewacht den schmalen Flur. „Ich bin noch nicht so gut im Aufräumen“, sagt Michel. „Das muss ich noch lernen.“

30 Quadratmeter, auf denen ein großes Bett unter dem Fenster steht, daneben eine durchgesessene speckige Couch, gegenüber ein Kleiderschrank, aus dem kaputte Schubladen hängen, eine Küchenzeile, die lange nicht mehr geputzt wurde und ein Bad, das gerade verstopft ist, weshalb Michel zum Pinkeln bei den Nachbarn klingeln muss. „Ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt“, sagt Michel. „Ich werde alles dafür tun, um diese Wohnung behalten zu können.“

In Michels Kleiderschrank hängt nicht viel. Nur eine rote Steppjacke. Elf Jahre trug Michel sie auf Brüssels Straßen, sie ist die einzige Erinnerung an damals. Und die kleine Tupperdose, die Michel aus der Innentasche hervorholt. „Das war meine Klimerdose.“

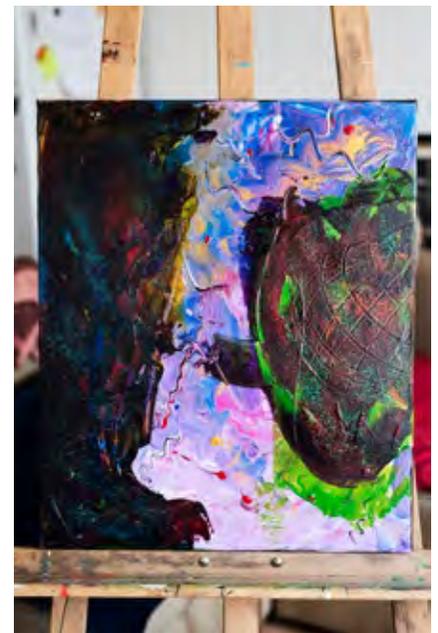
Wenn Michel von seiner Vergangenheit erzählt, verformt sich der zappelige Körper zu einem buckeligen Rücken, der über den verglasten Couchtisch gebeugt ist. Bier neben einem Tabakbeutel. Früher trank Michel bis zu vierzig Dosen am Tag. Gordon, Starkbier, Alkoholgehalt bis zu 14 Prozent. Heute sind es fünf bis zehn Dosen Jupiler-Pils. Zwischen den Aschekrümeln liegt eine Tüte Fruchtgummi. Wenn Michel isst, dann höchstens in Form einer kleinen Portion Zucker. Mehr als 20 Kilo hat er seit Anfang des Jahres verloren. Obwohl

er es immer wieder versucht, will keine Mahlzeit im Magen bleiben.

Michel kramt ein Passfoto aus seinem Portemonnaie, damals war sein Gesicht voller, aber die Haut fahl, der Blick ernst, ein Veilchen unter dem Auge. Michel trägt die rote Jacke. „Ich erkenne diesen Menschen nicht mehr“, flüstert Michel, als er auf die Vergangenheit starrt. „Es tut mir nicht gut, dieses Bild zu sehen. Ich war ein schlechter Mensch.“

Michels Augen werden glasig, Tränen laufen über die Wange, ein kindliches Schluchzen, das nicht mehr aufhören will. Michel fährt sich mit den Fingern unter die Lider. „Entschuldigung.“ Manchmal überschlägt sich Michels Zunge beim Reden, dann macht er eine kurze Pause und fängt nochmal von vorne an zu erzählen, wie er auf der Straße gelandet ist.

An seinem 18. Geburtstag steht die Mutter mit gepacktem Koffer in der Tür. Doch nicht etwa sie will die Familie verlassen, ihr Sohn soll gehen. Und nie wieder zurückkommen. „Ich war ein ungewolltes Kind“, kommentiert Michel diesen Bruch lapidar. Mit der Volljährigkeit wird die Brüssler Börse Michels neues Zuhause, dort, wo die meisten Touristen rumlaufen: Selfies machen auf dem Großen Markt, feinste belgische Schokolade kaufen, frische Waffeln mit Maronencreme. Dazwischen Michel im Kampf um Essen und Alkohol, der in bewaffneten Raubüberfällen und zwei versuchten Morden endet.



Michel hat angefangen zu malen. „Ja, ich habe wieder Lust zu leben.“

Das Straßenleben hat seine Spuren hinterlassen. Tiefe, wulstige Narben haben sich in Michels Körper eingegraben.





Pour la vie – für das Leben, hat sich Michel im Knast auf den Arm tätowieren lassen.

Auszug aus einer Depesche der Nachrichtenagentur Belga, 2. April 2008:

„(...) Strafverschärfung wegen versuchten Mordes: Der wegen versuchten Mordes am 30. Dezember 2006 in einer Bar in Ixell verurteilte 37-jährige Michel Dewulf aus Brüssel Schaerbeek ist in Revision gegangen. Doch die Berufungsrichter wiesen die Revision zurück. Außerdem habe ein Zeuge ausgesagt, dass der Angeklagte, der dem Opfer mit dem Messer drohte, rief: ‚Dem werd ich's zeigen, ich will ihn bluten sehen (...).‘ Stattdessen verschärfte der Richter das Urteil auf vier Jahre Gefängnis. Das Gericht ordnete die sofortige Festnahme des Angeklagten an, der bereits wegen Körperverletzung strafrechtlich in Erscheinung getreten ist. Der Angeklagte hatte mehrmals auf das Opfer eingestochen. Dieses ist bis heute arbeitsunfähig (...).“

2015 kommt Michel mit zwei Plastiktüten aus dem Gefängnis. Elf Jahre draußen und 15 Jahre drinnen liegen hinter ihm. „Viel Glück“, hatte ihm der Pförtner mit einem Händedruck gewünscht. Michel weiß nichts Besseres, als in den nächsten Supermarkt zu gehen und sich eine Flasche Whiskey zu kaufen. Was er glaubt zu wissen: „Der Alkohol enttäuscht mich nie.“ Wenige Monate später wacht er im Krankenhaus auf. Er war am Straßenrand gelegen, blutüberströmt, das lange Messer noch in der Hand. Die Arme aufgeschlitzt. Der Bauch auch. Als Michel wieder zu Kräften kommt, packt er

Die Stadt Brüssel hat einen Baum zum Gedenken toter Obdachloser gepflanzt. Michel gedenkt ihrer mit einem Schwall Bier.



den Arzt am Arm und sieht ihn vorwurfsvoll an: „Warum haben Sie mich nicht sterben lassen?“

Eines Tages steht eine Sozialarbeiterin an seinem Krankenbett. Michel kennt sie schon lange, von seinem Leben auf der Straße. War Michel nicht an seinem Stammpplatz an der Börse anzutreffen, erkundigte sie sich bei anderen Obdachlosen nach ihm. Zwischen Atmungsgeräten und weißen Kitteln sehen sie sich nun wieder. Sie gibt ihm, Michel, einem Säufer und Obdachlosen, der sich eben noch gewünscht hatte, tot zu sein, einen Schlüssel zu seiner ersten Wohnung – und damit eine neue Chance. Das war vor neun Monaten.

„Als ich die Tür aufgeschlossen habe, habe ich geweint.“ Hier kann er schlafen ohne die Angst zu haben, dass jemand etwas aus seinen Taschen klaubt. Hier kann er sich waschen, ohne dafür mit anderen Menschen vor einer Sammelinrichtung anstehen zu müssen. Hier kann er sich Essen zubereiten, das er oft mit Gästen teilt. Aber nicht jeder Nachbar ist Michel wohlgesonnen: „Manche gucken böse oder grüßen mich nicht.“ Eine soziale Immobilienagentur hat ihm die Wohnung beschafft. Er bezahlt 30 Prozent weniger als auf dem normalen Wohnungsmarkt, 500 Euro, die er durch seine Invalidenrente abdeckt. Außerdem bekommt er 80 Euro vom Staat jede Woche zum Leben.

Auf dem Boden sind Farbklecken verteilt, Michel hat angefangen zu malen. Unter der roten Jacke im Schrank stehen ein Dutzend Leinwände, groß und klein, fröhlich-rot und düster-grau. Michel holt ein Bild hervor. „Das erste, das ich gemalt habe, das war noch auf der Straße.“ Ein Farbenmeer aus violetten, blauen und grünen, dicken Pinselstrichen. Obendrauf hat Michel Glitzer gestreut. „Diese ganz dünnen Linien hier habe ich mit einer Gabel gemalt.“ Michel stellt das Bild auf seine Staffelei, „das ist ein Hund, erkennt man, oder? Hier, der Kopf, und hier, das Maul.“ Michel dreht das Bild um. „Nun kann man einen Menschen erkennen, hier die Nase.“ Immer wieder holt er neue Bilder aus seinem Schrank. Neulich habe ihm jemand 200 Euro für ein Bild gezahlt. „Ja“, sagt er, ich habe wieder Lust zu leben.“

Das Prinzip, Wohnungslosen zuerst ein Dach über dem Kopf zu verschaffen und dann ihre Probleme anzugehen, heißt „Housing First“. Der Ansatz entstand bereits 1992 in der US-amerikanischen Sozialpolitik. Belgien hat Housing First 2013 eingeführt, 450 Langzeitwohnungslose wurden seither von der Straße geholt. Die Stadt Brüssel hat dafür 2018 ein Budget von eineinhalb Millionen Euro. Ein Luxus, von dem Anja Wessels in Esslingen nur träumen kann.

„Es geht im Grunde darum, Wohnungslosigkeit zu beenden, statt sie nur zu verwalten“, sagt Volker Busch-Geertsema von der Gesellschaft für Innovative Sozialforschung und Sozialplanung in Bremen. Der promovierte Sozialwissenschaftler hat mehrere Housing-First-Projekte in verschiedenen europäischen Städten untersucht. Mit „verwalten“ meint Busch-Geertsema das deutsche Stufensystem.

Der Wissenschaftler verglich den Effekt von Housing First in Amsterdam, Lissabon, Kopenhagen und Glasgow: 80 bis 90 Prozent der Langzeitobdachlosen sind auch nach zwei bis fünf Jahren in ihren Wohnungen geblieben. Sein Fazit: Die soziale Integration funktioniert. „Die eigene Wohnung ist die beste Schule für ein selbständiges und eigenverantwortliches Leben. Man ist dann in einer Situation mit realen Bedingungen, mit realen Nachbarn und mit realen Herausforderungen wie etwa der Einsamkeit. Schwimmen lernt man auch am besten im Wasser – wenn einem jemand dabei hilft.“

Coralie Buxant, Koordinatorin von Housing First Belgium, ist sich sicher, dass trotz der hohen Investitionen in Belgien der Staat letztlich günstiger wegkommt, als für die Folgekosten der Obdachlosigkeit zu zahlen: „18 Euro kostet die Betreuung einer Person im Rahmen von Housing First pro Tag. Notunterkünfte zur Verfügung stellen ist dagegen viel teurer. Da belaufen sich die Kosten auf 50 bis 90 Euro pro Nacht“.

Auf dem Weg zur Metrostation läuft Michel im Stadtteil Molenbeek an einem jungen Mann vorbei, der auf einem Schlafsack liegend vor einem Elektroladen kauert. „Salut, Christophe, alles klar, hast du Hunger?“ – „Ich will ein Bier“, ist die Antwort. „Ah nein, damit kann ich nicht dienen, mein Freund.“ Michel geht weiter: „Ruh dich aus, such dir ein Plätzchen im Schatten.“ Im Brüssler Stadtkern thront König Albert vor dem royalen Palast auf einem Sockel, ein paar Meter weiter steht Michel vor dem „Baum zum Gedenken an die Toten auf der Straße“ und liest die Namen auf den Papierschnipseln, die am Baumstamm angebracht sind. „Letzte Nacht ist Brigitte gestorben“, ruft ein Mann Michel zu, der es sich mit seinem Ghetto-Blaster und einem Joint auf dem Rasen bequem gemacht hat.

„Die Blonde?“, fragt Michel.

„Ja, die hing hier immer rum.“

„Warum ist sie denn gestorben?“

„Was glaubst du denn?“

„Ah, ja, die Drogen.“

„Die wollen einen zweiten Baum in der Stadt aufstellen“, sagt der Mann.

Zweimal in der Woche zieht Michel seine Jacke von früher an, nimmt seine Klimperdose und bettelt die ganze Nacht vor einem Fast-Food-Restaurant. „Wenn ich 25 Euro zusammen habe, gehe ich nach Hause“, sagt er.



Michel lässt seine Bierbüchse aufploppen und schüttet ein paar Tropfen an den Baum. „Die ersten Tropfen sind immer für die, die auf der Straße gestorben sind“, sagt Michel.

Ein paar Tage später trifft er eine Entscheidung: „Ich hör auf mit dem Trinken. Ich will meine Medikamente nehmen.“ Die Schlafmittel und Antidepressiva liegen noch unangebrochen in Michels Badezimmer. „Und eigentlich müsste ich zum Arzt. Ich muss essen.“

In Esslingen sitzen Harry und Manni wieder vor der Hütte. Stumm trinkt Manni seine Dose Bier. Harry legt den Tabak aufs Blättchen, hält die Zunge dran, rollt das Papier zu einer Zigarette. Kein Filter. „Bis heute Morgen um sieben hatte ich keine Ruhe, ständig klopfte einer und wollte Bier“, sagt Manni und wischt sich über die trockenen Augen. „Wenigstens musste ich nicht wieder die Bullen rufen“, kontert Harry. Bis zu viermal im Monat meldet sich Harry bei der Polizei, weil jemand ausgetickt ist. Seine Nummer kennen sie schon. „Herr Neumann, was ist jetzt schon wieder los im Berberdorf?“



FRANZISKA JÄGER

Es war schwierig, Protagonisten in Brüssel zu finden. Viele ehemalige Obdachlose, die jetzt in einem „Housing First“ leben, sind gesundheitlich instabil oder schämen sich für ihre Vergangenheit. Michel aber war sofort offen, mit uns zu reden. Über alles. Er will mit seiner Geschichte anderen Obdachlosen Mut machen.

XIII

RECHT AUF ZWEI BEINE

TEXT: MARTIN ZINGGL
FOTOS: SUSANNE BAUMANN

Tritt ins

Leere



Irgendwo da draußen auf einem Surfbrett stehen und Wind und Wellen spüren. Jasmin Lindenmaier will sich die dafür nötige Prothese notfalls per Gericht erzwingen.

Elf Jahre lang kämpft **Jasmin Lindenmaier** um ihr Bein. Kaum lässt sie es amputieren, beginnt für sie ein neuer Kampf: jener gegen bürokratische Windmühlen. Mit ihrer Krankenkasse streitet sie sich um ihre Wunschprothese, mit der sie wieder ein möglichst unbeschwertes Leben führen könnte.



Nur im Spiegelbild hat sie zwei gesunde Beine. Damit trainiert Jasmin Lindenmaier, um an ihrem amputierten Bein Krämpfe zu lösen oder Reflexe zu aktivieren.



Jasmin Lindenmaier trägt seit September 2017 eine Übergangsprothese. Modernste Orthopädie-Technik könnte ihren Alltag um vieles erleichtern. Doch die Krankenkasse weigert sich.



Bevor Jasmin Lindenmaier entscheidet, ihr rechtes Bein abtrennen zu lassen, schleppte sie es elf Jahre lang durch die Hölle. Heute, in ihrer Wohnung am Stadtrand von Hannover, wirkt sie wie im Himmel. Weiße Wände, weißes Laminat, weißes Bett. Auf der Kante dieses Bettes sitzt Lindenmaier, hält zwischen ihren Schenkeln einen Spiegel, der das rechte Bein verdeckt. Sie tastet nervös an den Rändern, während sie das Spiegelbild ihres linken Beines betrachtet: Schenkel, Knie, Wade, Fuß, Zehen. Dann kippt sie den Spiegel nach links und blickt auf ihr anderes Bein – oder darauf, was davon noch übrig ist. Kurz vor dem Knie endet der Oberschenkel.

„Manchmal“, sagt sie, „kribbelt es in meinen Zehen oder krampft die Wade.“ Will sie sich dort kratzen, greift Lindenmaier ins Leere. Ärzte nennen dieses Gefühl Phantomschmerz. Es entsteht, weil Nervenenden an der amputierten Stelle falsche Signale an das Hirn senden. Die Übung mit dem Spiegel soll ihrem Kopf suggerieren, dass er das fehlende Bein weiterhin steuern kann, etwa, um Krämpfe zu lösen oder Reflexe zu aktivieren.

Lindenmaier greift nach ihrer Beinprothese, die vor ihr an der Heizung lehnt, presst ihren Stumpf in den transparenten Schaft, stemmt sich hoch und humpelt aus dem Zimmer. Bei jedem Schritt schwingt sie das künstliche Bein nach, das ihr Gehtempo bremst. Die Prothese, die ihr die Krankenkasse gestellt hat, ist für alte, gebrechliche Menschen gebaut, die kurze Strecken zurücklegen. Schnell gehen, geschweige denn rennen, kann sie damit nicht, beim Treppensteigen muss sie das Bein ausscheren, Abstiege umgehen. Ihre hölzernen Bewegungen erinnern an die einer alten Frau, dabei ist Lindenmaier erst 27. Seit sechs Monaten trägt sie nun diese Übergangsprothese, ein vorläufiges Modell, mit dem sie, nach ihrer Amputation gelernt hat, wieder auf zwei Beinen zu stehen. Bald endet diese Übergangsphase und sie bekommt ihr endgültiges Ersatzbein.

Ginge es nach Lindenmaier, soll es die modernste Prothese sein, die es derzeit auf dem Markt gibt. Sie kommt den flüssigen Bewegungen eines echten Beines am nächsten. Doch ihre Krankenkasse will das nicht bezahlen.

Das Modell, das Krankenkassen am häufigsten finanzieren, ist das sogenannte C-Leg. Ein Allzweckbein, das einige Grundbedürfnisse erfüllt, zum Beispiel: schnelles Gehen, entspanntes Stehen, normales Treppensteigen. Kosten: 32 795 Euro. Was das C-Leg nicht kann: Wechselschritte, über Hindernisse steigen, auf Schrägen stehen, ins Wasser gehen. Doch all das möchte Lindenmaier tun können, wie jede Frau in ihrem Alter. Deshalb fordert sie von ihrer Kasse den Mercedes unter den Prothesen: das Genium X3. Wasserfest und adaptionsfähig auf jedem Boden. Hohe Belastbarkeit, fester Stand und zuverlässig wie ein echtes Bein, nur aus Titan, Aluminium und Edelstahl. Damit müsste Lindenmaier beim Duschen nicht mehr auf einem Bein stehen, sich nicht mehr setzen, weil sie die Kraft verlässt. Sie könnte damit aus dem Stand davonrennen, wenn sie wollte. Sie will. Kosten: 59 451 Euro.

Wie viele solcher Fälle es in Deutschland gibt, darüber schweigt die Krankenkasse. Sie nennt keine Zahlen, weder zu Anträgen auf Wunschprothesen, noch zu Ablehnungen oder Verfahren, die gerichtlich ausgefochten wurden. Exemplarisch steht hier Jasmin Lindenmaiers Geschichte.

Ihr Leidensweg beginnt in der neunten Klasse. Lindenmaier, ein schüchternes Einzelkind mit blauen Augen und blonden Zöpfen, das schon mal aus Angst vor Prüfungen erkrankt, klagt über Schmerzen im rechten Knie. Der Hausarzt spricht von Wachstumsschüben. Wochenlang ignoriert sie den Schmerz. Nach weiteren Untersuchungen

fällt die Diagnose: C40, Osteosarkom. Ein Tumor im Knie. Bösartig und aggressiv.

Lindenmaier versteht kein Wort. Ihre Mutter weint, gibt vor: „Das kann man behandeln.“ In Wahrheit liegt ihre Überlebenschance bei fünfzig Prozent, sofern der Krebs überhaupt auf die Chemotherapie anspricht. Auch eine Amputation kann den Tumor nicht aufhalten. Ihr Vater hofft das Beste, rechnet mit dem Schlimmsten.

Auf der Kinderkrebsstation der Medizinischen Hochschule Hannover sieht Lindenmaier Dreijährige ohne Haare, Patienten, die von heute auf morgen verschwinden. Die wenigen Erinnerungen an diese Zeit sind von Schmerzen geprägt, meistens ist sie betäubt, schläft. Wenn sie wach ist, spricht Lindenmaier anderen sterbenskranken Kindern Mut zu.

Die Chemotherapie funktioniert, der Tumor schrumpft. Chirurgen ersetzen das Kniegelenk durch ein Implantat. Doch das Gift, das Lindenmaiers Körper heilt, macht ihn auch anfällig. Von Beginn an kämpft sie mit Bakterien, die ihr künstliches Knie befallen. Als es eitert, bauen die Ärzte das Gelenk wieder aus. Anstelle des Implantats stabilisiert eine Metallstange das offene Bein. Schmerzen, Notoperationen, Antibiotika. Dank Morphin-Lollies vergeht auch diese Zeit relativ erinnerungsfrei. Erstmals hört sie das Wort Amputation, schüttelt sich bei dem Gedanken vor Grauen. Drei Monate dauert es, bis die Ärzte die Infektion in den Griff bekommen und Lindenmaier das Bett wieder verlassen kann.

Zum dritten Mal in ihrem jungen Leben lernt sie gehen.

Elf Jahre lang wiederholt sich dieser Zyklus. Mit allen Mitteln halten die Ärzte an dem Bein fest, während die Patientin Jahr um Jahr ihre Jugend verliert. Zwar versucht sie, ein normales Leben zu führen, doch Lindenmaier kann ihr Bein nicht mehr so nutzen wie andere Jugendliche: kein Tanzen, Springen, Sport. Sie nimmt stark zu. Aus Angst, das künstliche Knie zu beschädigen, traut sie sich kaum mehr Bewegungen zu, die über Schrittgeschwindigkeit hinausgehen.

Zwanzig Operationen vergehen, bis Lindenmaier – mittlerweile 25 – selbst das Horrorwort ausspricht: „Amputation“.

Am 17. September 2017 lässt sie ihr rechtes Bein abnehmen.

Vier Stunden dauert ihre Erlösung. Als sie aus der Operation erwacht, toben in ihr die Schmerzen. Die Pumpe, die Opiate in ihre Venen führen soll, versagt. Dennoch ist sie erleichtert. „Endlich war der Fremdkörper weg.“

Es fühlte sich an wie eine Neugeburt: Krankenhausaufenthalte, Bettlägerigkeit und Schmerzen sind Geschichte. Zum letzten Mal lernt sie gehen, erstmals mit einer Prothese unterhalb des Oberschenkels. Neben Ehemann Lars und Vater Stephan gibt es seit der Amputation einen weiteren wichtigen Mann in ihrem Leben, den sie genauso oft sieht wie die anderen beiden: Lutz Niehage.

In einem Sanitätshaus in Hannover kniet Niehage vor Lindenmaiers Beinstumpf. Sie blickt auf seine Halbglatze, die Brille, den gestutzten Schnauzbart und kräftige Unterarme. Niehage hingegen inspiziert ihr Gewebe, das oberhalb des Knies zusammengeflickt wurde. Ihre Narben sind gerötet, sehen geschunden aus. Blut tropft aus einer aufgescheuerten Blase. Lindenmaier jammert nicht, sie jammert nie. Sie scherzt sogar. „Es ist, als ob man ein neues Paar Schuhe einlaufen würde.“ Mit einer Kartuschenpistole, wie man sie in Baumärkten findet, spritzt Niehage Silikon in die tiefen Narben des Stumpfes, als verfuge er Fliesen. Lindenmaier umklammert mit beiden Händen ihren Oberschenkel und genießt lindernde Kühle auf ihrer geschundenen Haut.

„Das muss kurz aushärten“, sagt Niehage. „Danach sollte das Reiben der Narben aufhören.“ Der 56-jährige Orthopädietechniker ist kein Freund großer Reden, dafür umso mehr kreativer Taten.



Orthopädietechniker Lutz Niehage ist, neben Ehemann Lars und Vater Stephan, der wichtigste Mann in ihrem Leben.





Mehrmals pro Woche trainiert Jasmin Lindenmaier im Fitnesscenter, um Rücken, Bauch und Beine zu stärken.



Es fühlte sich an wie eine Neugeburt: Krankenhausaufenthalte, Bettlägerigkeit und Schmerzen sind Geschichte. Zum letzten Mal lernt sie gehen, erstmals mit einer Prothese unterhalb des Oberschenkels.

Lindenmaier stülpt sich einen Strumpf über den Schenkel, quetscht ihren Stumpf in die Prothese und humpelt an einem Gehbaren auf und ab. Unsicher wackelt sie ein paar Schritte, während Niehage ihren Gang mit Argusaugen scannt. Er achtet auf Details: ob ihr Becken ausschlägt und zur Seite kippt, ob sie den Fuß voll belastet, ob ihr Knie nach innen oder außen knickt.

„Das Reiben ist vorbei, dafür schmerzt das Silikon“, sagt sie und schlüpft aus dem Schaft ihrer Prothese, indem sie Luft durch ein Ventil entlässt. Dann zieht sie den Strumpf aus, der durch Gummilamellen an der Prothese haftet, und reicht ihn Niehage. Lindenmaier blickt auf Plakate im Raum, von denen glückliche Prothesenträger lächeln. In einer Ecke klebt Niehage ein Polster an die Innenseite des Schafts, mit einem Föhn bläst er heiße Luft drauf, sodass die Klebestreifen schmelzen und sich an das Gehäuse anpassen. „Bei Kälte schwillt mein Bein an und ich komme kaum rein“, sagt Lindenmaier, „ist mir heiß, rutsch’ ich aus dem Köcher heraus.“ „Vier Zentimeter Unterschied im Umfang“, ergänzt Niehage. „Da passt eine ganze Hand rein.“ Das Pölsterchen soll helfen, den Stumpf im Schaft zu halten.

Niehage zieht das gehärtete Silikon aus Lindenmaiers Narben und ersetzt es mit einem Stück Schaumstoff. Strumpf drüber, Prothese an, wieder ein paar Schritte wanken. Der Schaumstoff hilft. „Sisyphusarbeit“, brummt Niehage.

Wenn es schlecht läuft, besucht Lindenmaier das Sanitätshaus bis zu vier Mal pro Woche. Niehage ist zur Vertrauensperson geworden, die dafür sorgt, dass sie wieder gehen kann. Außerdem ist er ein Puffer zwischen ihr und der Krankenkasse. Er beantragte das Wunschbein seiner Patientin, das ihr vom behandelnden Arzt verordnet wurde. Und er tröstete sie bei der Antwort der Krankenkasse.

In dem Ablehnungsbescheid vom 12. Juni 2018 schreibt die AOK Niedersachsen: „Nach den uns vorliegenden Unterlagen ist ein Gebrauchsvorteil bei Ihnen nicht ersichtlich.“ Als Grund nennt die AOK, das „gesetzliche Wirtschaftlichkeitsgebot [...]“. Die Leistungen müssen ausreichend, zweckmäßig und wirtschaftlich sein. Sie dürfen aber das Maß des Notwendigen nicht überschreiten.“

Auf Nachfragen antwortet die AOK Niedersachsen nur über ihren Pressesprecher, Carsten Sievers. Der Leiter der zuständigen Abteilung lässt sich entschuldigen. Sievers erzählt von Patienten, die nach dem Prinzip handelten: „Was ist die beste auf dem Markt verfügbare Ver-

sorgung? – Die möchte ich, da habe ich Anspruch drauf.“ Also beantragten sie teure Prothesen, die sie jedoch kaum nutzen könnten, weil die technischen Möglichkeiten über den Alltagsgebrauch hinausgingen. „Unsere Aufgabe besteht darin, zu prüfen, ob das Gebot der Wirtschaftlichkeit gegeben ist. Wir verwalten hier Solidargelder der Versicherten. Damit müssen wir verantwortungsvoll umgehen.“

„Mir steht diese Prothese zu“, findet Lindenmaier. Ihr Orthopädie-techniker Niehage sieht das ähnlich: „Sie will sich bewegen können wie ein gesunder Mensch. Die anderen Prothesengelenke schränken sie ein.“ Doch Niehage weiß auch: Die AOK Niedersachsen hat noch nie ein Genium X3 klaglos genehmigt, der Rechtsweg gegen die Krankenkasse kann zwei Jahre dauern, ohne Garantie für den Kläger. „Dieses Stehvermögen haben nur wenige Patienten. Die Meisten geben sich mit einer bescheideneren Lösung zufrieden.“

Lindenmaier ist keine davon. Sie weiß, was sie will. Früher stritt sich Niehage selbst mit der Krankenkasse herum. Mittlerweile schickt er seine Patienten gleich zu einer Rechtsberatung.

Lindenmaiers Anwalt heißt Ralf Müller-Päucker, er spricht von einer gängigen Praxis bei den Krankenkassen. Er nennt das „strategisches Ablehnen“ und ein „Ping-Pong-Spiel auf Zeit“, bei dem nur diejenigen gewinnen können, die langen Atem zeigen. Wer zieht schon vor Gericht, wenn ihn Bürokratiemonster einschüchtern? Vor allem nach einem Schicksalsschlag wie einer Amputation.

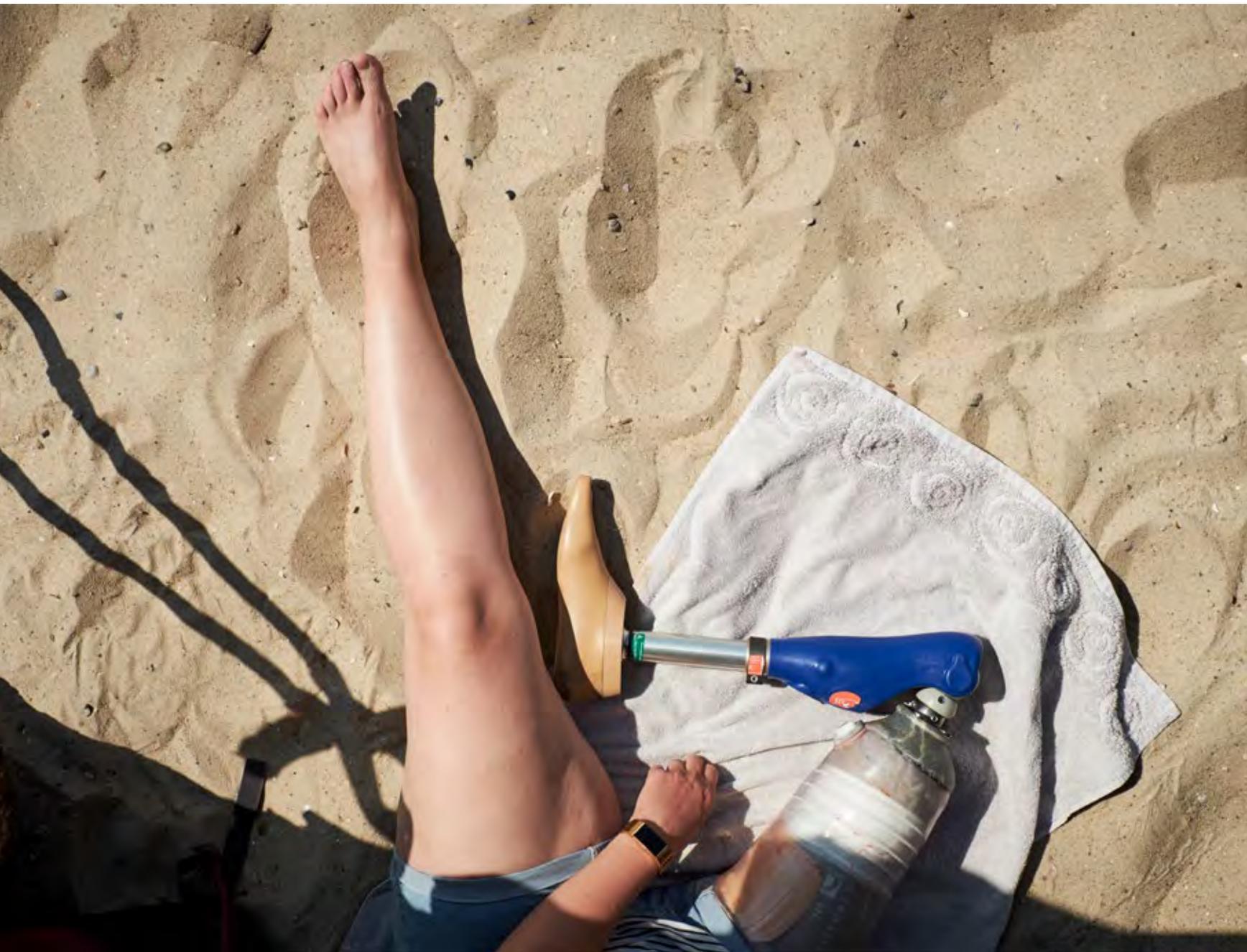
Für Müller-Päucker sind Klienten wie Jasmin Lindenmaier keine Bittsteller oder Almosenempfänger, sondern Menschen, die ihr Recht



Vater Stephan zieht seine Tochter durch die Nordsee, wie damals, als die Familie auf Föhr ihren Urlaub verbrachte. Elf Jahre lang waren sie nicht mehr auf der Insel.



Wellenreiten
– das wär's!
Aber ohne eine
wasserfeste
Kniegelenkspro-
these bleibt es
ein Traum.



„Auch wenn es schwer zu glauben ist, ich spüre den Sand unter meinem Fuß“, sagt sie. „Welchem?“, fragt der Vater. Jasmin lacht: „Beiden!“



Das Wasser ist ihr Element. Irgendwann wird sie wieder auf einem Surfbrett stehen, so wie damals.



einfordern. „Sie ist jung, mobil, arbeitsfähig und erfüllt die körperlichen Grundvoraussetzungen. Sie will aktiv bleiben und Sport treiben, also ist der Gebrauchsvorteil in ihrem Lebensalltag absolut gegeben. Außerdem zahlt Frau Lindenmaier ja auch bei ebendieser Krankenkasse ein.“

Widerspruch hat Müller-Päuer bereits eingelegt, denn ein Urteil des Bundessozialgerichts aus dem Jahr 2004 sieht vor, dass jedem Behinderten eine Prothese zusteht, die sein Handicap ausgleicht – „im Sinne eines Gleichziehens mit einem gesunden Menschen“. Welche rechtlichen Ansprüche auf Hilfsmittel Betroffene haben, ist im Sozialgesetzbuch festgelegt. Dort heißt es: „Die Erhaltung bzw. Wiederherstellung einer Körperfunktion ist als solche ein Grundbedürfnis.“

Jasmin Lindenmaier gilt als schwerbehindert, weil ihre körperliche Fähigkeit zu achtzig Prozent beeinträchtigt ist. Sie selbst würde sich niemals so bezeichnen. Sie könne ja alles machen, nur anders oder langsamer. In ihrer Wohnung gibt es keine Rampen, keine Griffe, keine Stangen, keine höhergestellten Waschbecken oder ebenerdige Duschen. „Da fühlt man sich ja auch behindert, wenn die Wohnung so aussieht“, sagt sie. Zur Not hüpfte sie einbeinig durch die Zimmer.

Stattdessen finden sich in ihrem Zuhause Bilder von Nordseeinseln, Buddhafiguren, Kakteen, eine Weltkarte. Und ein Kalender, der Einblick in das Jahr 2019 gewährt: eine Reise nach New York ist geplant, ein Kind mit ihrem Mann Lars und – wieder surfen.

Elf Jahre ist es her, dass Lindenmaier zuletzt auf einem Surfbrett stand. An jenem Ort, wo sie mit ihrer Familie in die Ferien fuhr und

In dem Ablehnungsbescheid vom 12. Juni 2018 schreibt die AOK Niedersachsen: „Nach den uns vorliegenden Unterlagen ist ein Gebrauchsvorteil bei Ihnen nicht ersichtlich.“

Die größte Stütze ist Ehemann Lars. „Nur weil das Bein ab ist, ändert sich ja nichts. Jasmin ist immer noch der gleiche Mensch“, sagt er.



„Ich kann alles machen“, sagt Jasmin Lindenmaier, „ich mache es nur anders oder langsamer.“



SUSANNE BAUMANN & MARTIN ZINGGL

Während der Recherche bekamen Autor Martin Zinggl und Fotografin Susanne Baumann für einen kurzen Moment am eigenen Leib zu spüren, wie es ist, mit einer Beinprothese zu gehen. Beim Orthopädietechniker probierten sie eine an und konnten kaum einen Schritt damit laufen.

sich nun ihr Zukunftswunsch erfüllen soll: Wyk, eine 4000-Seelengemeinde auf der Nordseeinsel Föhr. Gemeinsam mit ihren Eltern besucht sie die einstige Ferienzuflucht zum ersten Mal seit ihrer Erkrankung. Dabei liegt die Insel nur vier Stunden Autofahrt von Hannover entfernt. „Komisch, dass wir seitdem trotzdem nie mehr da waren“, sagt ihre Mutter während der einstündigen Überfahrt vom Festland auf die Insel. Der Vater schweigt, Lindenmaier spielt aufgeregt an ihrer Prothese herum. Die Stille unterbricht nur der Fahrtwind, der den Passagieren an Deck der MS Nordfriesland die Frisuren zerzaust.

Kaum legt die Fähre an, zieht es Lindenmaier und ihre Eltern zu einem Fischbrötchen-Laden. Krabben und Brathering, wie damals. Sie erinnert sich an jeden Winkel der Stadt, kennt jeden Schleichweg. Zig Mal hat sie Föhr mit dem Fahrrad und zu Fuß erkundet. Ihre einstigen Sommerfreunde hat sie nie wieder gesehen.

Nach wenigen Hundert Metern auf der Promenade muss sie pausieren. „Mein Fuß steht nicht gerade“, sagt Lindenmaier, schweißgebadet. Die Hitze und die vielen Schritte in der Übergangsprothese strengen sie an. Sie schlüpft aus ihrer Prothese, um den Schaft zurückzurücken. Ihr Stumpf ist gerötet und wund. Passanten schießen versteckt auf das künstliche Bein. Lindenmaier sieht diese Blicke schon lange nicht mehr. Ungeniert starren Kinder, als sie mit ihrem Oberkörper Luft aus dem Schaft pumpt, indem sie ihr Gewicht rhythmisch nach unten drückt. Pffft, pffft, pffft. Zwanzig kurze Pfeiftöne, als ob sie auf einen Blasebalg treten würde.

Weiter geht die Tour, um die Orte ihrer Kindheit zu erkunden: die Trampoline am Strand, ein altes Café, der Minigolfplatz. Auch ihre Surfschule ist noch die gleiche. Alle drei schwelgen in Erinnerungen an bessere Zeiten. Lindenmaier mit einem Lächeln im Gesicht, die Mutter mit Tränen in den Augen, der Vater versucht es mit Galgenhumor. „Steh’ mal auf einem Bein“, ruft er seiner Tochter zu. Beide lachen, die Mutter schnaubt, dreht den Kopf weg.

Lindenmaier schließt ihre Augen, riecht Salzwasser, spürt die Sonne auf ihrer Haut prickeln. Sie hört Möwen kreischen und das Rauschen der Nordsee. Dann blinzelt sie, sieht Windsurfer am Horizont, planschende Kinder im Wasser, die Seesterne einsammeln, Kurgäste, die am Strand gesunde Luft atmen, überflutete Stege, auf denen Menschen knietief im Wasser stehen. Lange starrt sie in die Weite des Meeres.

Heute will Lindenmaier nicht nur stille Beobachterin sein, sondern tun, was sie seit ihrer Erkrankung nicht mehr getan hat: Sie schlüpft in einen Neoprenanzug und borgt sich ein Brett aus. Erstmals seit ihrer Amputation vor einem Jahr geht sie ins Meer, keine fünfzehn Grad warm. Wie früher zieht sie ihr Vater am Arm durch das seichte Wasser, sobald sie aber von den Wellen getragen wird, schwimmt sie mit dem Brett hinaus. Dann stemmt sich Lindenmaier hoch und paddelt los.

Ein paar Mal versucht sie sich einbeinig, aufgestützt auf das Paddel, auf einer Welle tragen zu lassen. Jedes Mal verliert sie das Gleichgewicht, fällt ins Wasser, stemmt sich wieder hoch. Dann setzt sich Lindenmaier auf das Surfbrett, verweilt wie Buddha mit aufrechtem Rücken eine Stunde lang im Wasser.

Schmerzfrei. Erleichtert. Glücklicher.

Sie wird es weiterhin versuchen. Irgendwann kann sie wieder surfen. Dann hoffentlich auf zwei Beinen.

Bei Redaktionsschluss gab es noch keine Entscheidung der AOK Niedersachsen, welche endgültige Prothese Jasmin Lindenmaier erhalten soll.

IMPRESSUM

Herausgeber: Dr. Ulrich Bausch

**Zeitungsspiegel-Reportageschule
Reutlingen**

Spendhausstraße 6,
D-72764 Reutlingen
T: 07121-336182

info@reportageschule.de
www.reportageschule.de
www.reporterreisen.com

Kuratorium: Prof. Dr. Hermann Bausinger, Wolfgang Behnken, Barbara Bosch, Veronika Burger, Uta-Micaela Dürig, Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger, Ingrid Kolb, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter (Vorsitzender), Eugen Schäufele, Dr. Carl-Heiner Schmid, Alexander Smoltczyk, Prof. Götz W. Werner

Chefredaktion: Philipp Maußhardt
Artdirektorin: Alexandra von Béry
Beratung: Wolfgang Behnken (Agentur Behnken, Becker & Partner)

Organisation und Schlussredaktion:
Stefan Junger

Textredaktion: Mathias Becker, Frank Brunner, Amrai Coen, Philipp Maußhardt, Johannes Schweikle, Markus Wanzeck, Erdmann Wingert, Tilman Wörtz

Chefs vom Dienst:

Nora Belghaus, Katharina Elsner, Christina Fleischmann

Bildredaktion: Prof. Michael Trippel (Koordination), Nora Belghaus

Autor*innen: Nora Belghaus (nora.belghaus@gmail.com), Sarah Bioly (sarah.dee19921128@gmail.com), Katharina Elsner (katharina.elsner@posteo.de), Christina Fleischmann (ChristinaFleischmann@gmx.net), Fabian Franke (fabian.franke@posteo.de), Armin Ghassim (armin-g@gmx.net), Carolin Gißibl (carolingissibl@posteo.de), Franziska Jäger (franziska.jaeger83@gmx.de), Franziska Peschel (franzi_peschel@web.de), Elisabeth Pörnbacher (lissi1109@live.de), Daniela Prugger (danny_pr@hotmail.de), Leonie Ruhland (LeoRu@gmx.de), Martin Zinggl (martin.zinggl@gmail.com)

Fotograf*innen: Cora Sundmacher

(cora.sundmacher@googlemail.com), Carolin Albers (caro.albers@gmx.de), Susanne Baumann (mail@susannebaumann.com), Chris Grodotzki (mail@chrisgrodotzki.com), Rafael Heygster (rafael@heygster.net), Ilkay Karakurt (mikarakurt@gmail.com), Helena Manhartsberger (info@helena-manhartsberger.com), Fabian Melber (fabian.melber@gmail.com), Daniel Niedermeier (mail@danielniedermeier.de), Emily Piwowar (emily.piwowar@gmail.com), Valentin Seuß (valle.seuss@web.de), Laila Sieber (lailasieber@hotmail.com), Malte Uchtmann (malte.uchtman@gmail.com), Ole Witt (ole-witt@outlook.de)

Bildnachweis: Edel Rodriguez (Titelillustration)

Druck: Sautter, Reutlingen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

Wir danken: Wolfgang Behnken (Agentur Behnken, Becker & Partner), Michael Trippel (Hochschule Hannover/Studiengang Fotojournalismus), Andrea Holzherr (MAGNUM Paris)



meister,
maier,
krause,
steinacher &
kollegen

Ihr gutes Recht

Anwälte

Reinhard Meister

Michael Maier

Rolf Krause

Ulrich Steinacher

Gabriela Maier

Rechtsgebiete

Arbeitsrecht

Familienrecht

Erbrecht

Steuerrecht

Mietrecht

Privates Baurecht

Reiserecht

Strafrecht

Verkehrsrecht

Sozialrecht

Arzthaftungs- und

Medizinrecht

Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Maier, Krause, Steinacher & Kollegen
Kirchheimer Str. 60 72622 Nürtingen
Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97
www.kanzlei-meister.de Zentrale@kanzlei-meister.de